

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00257024 0





KARL VORLÄNDER

Kant als Deutscher



REICHLS DEUTSCHE SCHRIFTEN

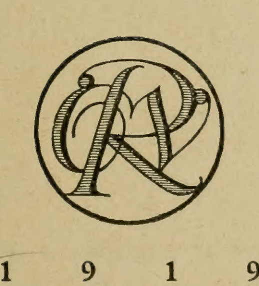
1. **DIE GEISTIGEN FORDERUNGEN DER GEGENWART.** VON D. DR. RUDOLF EUCKEN, GEHEIMER RAT, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT JENA. 1.50 MARK
2. **DIPLOMATIE.** VON ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM IN MÜNCHEN. 1.50 MARK
3. **DIE DEUTSCHE SCHULE DER ZUKUNFT.** VON DR. ARTUR BUCHENAU, DIREKTOR DES SOPHIEN-LYZEUMS IN BERLIN. 1.50 MARK
4. **DAS PROBLEM DER FREIHEIT.** VON DR. HANS DRIESCH, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG. 1.50 MARK
5. **DIE LETZTEN GRÜNDE EINER WISSENSCHAFTLICH GELEITETEN POLITIK. (MANDEVILLES BIENENFABEL.)** VON D. DR. RUDOLF STAMMLER, GEHEIMER JUSTIZRAT, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN. 1.50 MARK
6. **DAS WESEN DER DEUTSCHEN KULTUR.** VON DR. WALTER GOETZ, GEHEIMER HOFRAT, PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG. 1.50 MARK
7. **KANT ALS DEUTSCHER.** VON PROFESSOR DR. KARL VORLÄNDER. 1.50 MARK

WEITERE HEFTE BEFINDEN SICH IN VORBEREITUNG

OTTO REICHL VERLAG · DARMSTADT

KARL VORLÄNDER

Kant als Deutscher



1919

OTTO REICHL VERLAG DARMSTADT



DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI, LEIPZIG

Nennt man die Großen unseres Volkes, so wird man neben den Namen eines Goethe und Schiller, Lessing und Fichte, Luther und Bismarck unfehlbar auch den Immanuel Kants zu hören bekommen. Auch den Gebildeten der fremden Nationen ist sein Name als Typus deutschen Wesens bekannt. Und dennoch — merkwürdig genug! — unter den vielen Tausenden von Schriften, die sich seit beinahe anderthalb Jahrhunderten mit Persönlichkeit und Lehre des Königsberger Weisen beschäftigt haben, findet sich keine, die den Titel trüge, den wir an die Spitze unserer Ausführungen gesetzt haben: Kant als Deutscher.

In dieser Hinsicht ist er in der allgemeinen Schätzung entschieden hinter seinem philosophischen Nachfolger Fichte zurückgeblieben, den man gerade jetzt wiederum, und gewiß mit Recht, als Erzieher zum Deutschtum preist. Kein Wunder. Der bescheideneren Natur des kritischen Philosophen fehlt das leidenschaftliche Pathos, die flammende Glut, mit welcher der Redner an die deutsche Nation im Winter 1807/8 die Seelen seiner Zuhörer packte. Auch ist jener vor der Zeit dahingegangen, die diesem noch zu erleben vergönnt war, da aus tiefster Erniedrigung der preußische Staat zu neuer, strahlender Höhe sich wieder erhob. In Kants Zeitalter war Deutschlands öffentliches Leben noch nicht so weit gediehen, daß in ihm von ernsthafter und positiver Mitarbeit seiner Dichter und Denker,

ja auch nur Bürger, an seinen politischen Geschicken hätte die Rede sein können. Tritt doch selbst in dem Fichte der 90er Jahre, ebenso wie bei dem Schiller der gleichen Zeit, nur der ideale Weltbürger in Erscheinung. Gleichwohl wagen wir die Behauptung: Immanuel Kant verdient nicht minder als J. G. Fichte, ein Erzieher zum wahren Deutschtum genannt zu werden: einem Deutschtum, das sich freilich nicht mit großen Worten bläht, aber um so fester und sicherer im tiefsten Grunde seiner wie unserer Seele verankert liegt. Mit jener keuschen Zurückhaltung im äußeren Ausdruck der inneren Empfindung, wie wir sie gerade bei den am tiefsten empfindenden Menschen, insonderheit den Germanen und hier wieder vorzugsweise dem Norddeutschen, am stärksten entwickelt finden, hat unser Philosoph allerdings von seinem Deutschtum kaum je geredet. Sein rein auf die Sache gerichteter Stil drängt überhaupt den Ausdruck persönlichen Gefühls möglichst zurück: „Die Bewegung des eigenen Gemüts hinter der Abschilderung der Sachen, die sie erregen, verstecken macht den größten Eindruck", schreibt er einmal in einer seiner Nachlaß-Reflexionen (XV, Nr. 724)[1]. Aber er besitzt und bewährt es in Leben und Lehre in so hohem Maße, daß wir gerade in ihm den Typus des echt deutschen Philosophen erblicken dürfen.

---

[1]) Wir zitieren hier und im folgenden hauptsächlich aus seinen, weit weniger als die Schriften bekannten, Reflexionen des Nachlasses, die mit ausgezeichneter Genauigkeit in den Bänden XIV—XVI der Akademie-Ausgabe von Kants Gesammelten Schriften durch E. Adickes veröffentlicht worden sind. Die Werke sind nach meiner Ausgabe (in der Philosophischen Bibliothek) zitiert.

Wir brauchen nicht lange von seiner angeblich nicht deutschen Abstammung zu reden. Nicht sein Großvater, wie er selbst gemeint, sondern schon sein Urgroßvater väterlicherseits Richard Kant ist, wie J. Sembritzki (Memel) aus den Akten des Königsberger Staatsarchivs urkundlich festgestellt und mir erst vor wenigen Tagen brieflich mitgeteilt hat, um 1630 aus Schottland in Preußen eingewandert und 1648 als „Krug"-Besitzer, d. h. Wirt, in dem Flecken Ruß (Kreis Heydekrug, im nördlichen Ostpreußen) bezeugt. Und der Vater seiner Mutter stammte aus Nürnberg, so daß nord- und süddeutsches Blut in seinen Adern eine gesunde Mischung eingegangen sind und seine deutsche Abkunft außer allem Zweifel steht. Aber auch wenn nicht schon sein tiefblaues Auge, sein blondes Haar, die germanische Schädelbildung es bezeugten, müßten wir sein Deutschtum aus seiner Wesensart erkennen.

1

Deutsch ist zunächst und vor allem anderen die unbedingte Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, von der seine Persönlichkeit wie seine Philosophie ganz durchtränkt ist. Strenge Wahrhaftigkeit verlangte er von sich und anderen. Er wollte nie anders scheinen, als er war. Wahrheit ist die „Grundvollkommenheit" und erste Bedingung, nicht Nutzen oder Interesse (XV, S. 671). „Das Grundböse ist die Falschheit" (ebd. Nr. 1233). Der Aufrichtigkeit ist eine der sehr seltenen Apostrophen in seinen Werken gewidmet, als der „Asträa", der Sternengöttin, die von der

Erde zum Himmel entflohen ist. Vollste Offenherzigkeit, d. h. „die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen, wird so leicht in der menschlichen Natur nicht angetroffen“; aber „Aufrichtigkeit: daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei“, ist „die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion“, und muß man darum „von jedem Menschen fordern können“ (Religion innerhalb usw. S. 222 f. Anm.). Die Unredlichkeit dagegen, „sich selbst blauen Dunst vorzumachen“, macht „den faulen Fleck unserer Gattung aus“ (ebd. S. 40). Wie unerbittlich streng Kant über die Lüge, sogar über die Notlüge geurteilt hat, ist bekannt. Weniger vielleicht, daß unsere beiden großen klassischen Dichter ihm in diesem Punkte nicht bloß beigestimmt, sondern darin geradezu ein Zeichen echten Deutschtums erblickt haben. Als Kants Aufsatz „Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen“ (1797), gegen den Franzosen Benjamin Constant gerichtet, von einem Landsmann des letzteren, dem Emigranten J. J. Mounier in Weimar angegriffen worden war, schrieb der doch wahrlich nicht einseitig nationale Goethe am 28. Februar 1798 an Schiller: Dieser „moralische Franzos habe es äußerst übelgenommen, daß Kant die Lüge unter allen Bedingungen für unsittlich erklärt“; die Franzosen faßten überhaupt den Menschen weder als Ganzes noch als wahrhaft innerlich; „sie begreifen gar nicht, daß etwas im Menschen sei, wenn es nicht von außen in ihn hineingekommen ist“. Worauf Schiller in seiner Antwort vom 2. März dem Freunde ausdrücklich recht gibt: „Was Sie über die Franzosen und ihren . . . würdigen Repräsentanten Mounier schreiben, ist sehr wahr . . .“, so deutlich scheiden sich die

Reiche der Vernunft und des Verstandes[1])." Der Verstand wird den Franzosen, die Vernunft den Deutschen zugesprochen.

Aus unbedingtem Wahrheitsstreben entspringt mit Naturnotwendigkeit weiter der Ernst und die Gründlichkeit des Denkens, die aufs Ganze, die allen Problemen bis auf den Grund geht, ihnen keine Ruhe läßt, als bis sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben: weil eben völlige Klarheit, bedingungslose Gewißheit für den echten Forscher unumgängliches Erfordernis ist, und die Vernunft, wie Kant immer wiederholt, erst in vollständiger systematischer Einheit ihre völlige Befriedigung findet. Zu diesem systematischen Gebäude muß aber zunächst und vor allem der Grund gut gelegt werden. Zu dem Ende bedarf es der Kritik und der Methode. Wenn einer, so muß der philosophische Denker kritisch vorgehen, d. h. prüfend Schritt vor Schritt, „wie der Elefant bei seinem Gange: nicht eher einen Fuß aufheben, um weiterzuschreiten, bis er fühlt, daß die übrigen dabei feste stehen" (Lose Blätter aus Kants Nachlaß, Altpreuß. Monatsschrift XXVIII, S. 517, vgl. 528). Kritik bedeutet ferner: Sonderung, Sichtung, reinliche Scheidung des Nichtzusammengehörigen, aus dessen Vermengung alle Verirrung und Verwirrung in Philosophie und Wissenschaft entsteht. Solchem „Weg" konsequent „nachgehen", das ist der buchstäbliche und inhaltliche Sinn des griechischen „Methodos", der Methode, auf die der

---

[1]) Vgl. auch Schillers Brief vom 14. März 1798, über die ganze Sache meine Einleitung zu Kants Aufsatz in Philos. Bibl. Bd. 47[1] S. LI – LIV, und mein Buch: Kant, Schiller, Goethe (Lpz. 1907), S. 17 und 176.

kritische Philosoph mehr Wert legt als auf fertige Weisheit. Beginnen muß die Kritik natürlich mit Selbstkritik. Wer Gründlichkeit in den Wissenschaften fördern will, der muß selber „alle Schwierigkeiten aufdecken", ja „selbst auf Einwürfe sinnen, auf die noch kein Gegner gefallen ist". Denn wahre Philosophie will nicht überreden, sondern überzeugen. Einsichten sind viel besser als Einfälle. Darum schätzt Kant auch, höher als geistreiche Aperçus französischen „Witzes", den doch von ihm selbst aufs schärfste bekämpften trockenen Christian Wolff als den „Urheber des bisher noch nicht erloschenen Geistes der Gründlichkeit in Deutschland" (2. Vorrede zur Kr. d. V. XXXVI), der nur kurze Zeit „durch den Modeton einer geniemäßigen Freiheit im Denken überschrien worden ist" (ebd. S. XLII).

Dieser Geist der Gründlichkeit ist zugleich der des Fleißes, der Ausdauer, der Ordnung und der Arbeit. Die Philosophie ist diejenige Wissenschaft, die den übrigen erst „Ordnung und Zusammenhang" gibt. „Einsichten sind bloß die Wirkung der anhaltenden Arbeit und Geduld" (XV, Nr. 484). „Wer nicht arbeitet, ist ... niemals erquickt und befriedigt" (Fragm. Phil. Bibl. 50, S. 337). „Arbeit ist die beste Art, sein Leben zu genießen" (Anthropol. S. 156). „Der größte Sinnengenuß im gesunden Zustand ist ... Ruhe nach der Arbeit" (ebd. 216). „Hang zur Gemächlichkeit ist für die Menschen schlimmer als alle Übel des Lebens. Es ist daher äußerst wichtig, daß Kinder von Jugend auf arbeiten lernen" (Philos. Bibl. 50, S. 253).

Der Deutsche nimmt alles ernst und tief, weshalb denn auch alle abendländischen Geistesbewegungen, von

der Einführung des Christentums über Humanismus, Reformation und Aufklärung bis zum Sozialismus des 19. und 20. Jahrhunderts) bei ihm eine besondere, tiefere und wuchtigere Färbung angenommen haben. Freilich Vorzüge haben auch ihre Kehrseiten. So sind denn die Tugenden der Gründlichkeit und Genauigkeit, die sich nach Kant bei logischen oder mathematischen Erörterungen unter Umständen zur „Peinlichkeit" steigern muß, in unserem Volke, namentlich seinem Gelehrtenstande, häufig genug umgeschlagen in die Untugenden der Kleinlichkeit, Dürre und Pedanterie. Immanuel Kant indes ist wohl ein echter deutscher Professor, aber nicht, wie man oft hört, ein Philister und Pedant gewesen. Seine Schriften und fast noch mehr die Aufzeichnungen seines Nachlasses sind voll von spöttischen Bemerkungen über „gelehrten Pöbel", Aufgeblasenheit der Akademien, „Zyklopen", d. h. einseitige Fachgelehrte, die nur mit dem einen Auge ihrer Fachwissenschaft zu sehen vermögen, frühkluge und geschwätzige Schulphilosophie und Pedanterie jeder Art; und von seinen Vorlesungen ist das gleiche von allen urteilsfähigen Zuhörern, z. B. dem jungen Herder, bezeugt. Schon früh eifert er gegen den „Kleinigkeitsgeist". Einförmiges Leben erklärt er für langweilig (XV, S. 697), ja schon alle Angewohnheit für eine Krankheit, durch die man mechanisch werde (ebd. Nr. 259), und noch als 74jähriger für „in der Regel verwerflich" (Anthropol. S. 41). Gewisse Angewöhnungen des Alters in bezug auf Zeit und Maß des Essens, Trinkens oder Schlafens will er ausdrücklich „nur als Ausnahme und im Notfall" gelten lassen (ebd.). Die bekannte, übrigens meist übertrieben dargestellte, Regelmäßig-

keit seines späteren äußeren Lebens ging aus einer weiteren deutschen Eigenschaft, seiner Grundsatzmäßigkeit (s. unten S. 17) hervor und war in Wirklichkeit durchaus nicht kleinlich. Und mochten sich bei ihm auch in höheren Jahren, wie wohl bei allen einsam Lebenden, manche jener „Ausnahmen" zu persönlichen Eigenheiten verdichtet haben, so stimmen doch die Berichte der zahlreichen Besucher verschiedenster Art darin überein, daß sie auch im alten Kant den heiteren Weltweisen fanden, dem nichts Menschliches fremd war, nach seinem Lieblingsspruche: Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Doch fragen wir weiter. Dieser unerschöpfliche Wahrheitsdrang, der unbedingte Klarheit und Gewißheit, der endlich einmal Wissenschaft haben will anstatt des bisherigen metaphysischen „Umhertappens", diese bis in die letzten Abgründe des Denkens dringende Gründlichkeit methodischer Durcharbeitung: was haben sie für einen Urquell? Keinen anderen als denjenigen, der überhaupt in jedem freien Menschen das Endgültige, Letzte darstellt: das eigene „unsichtbare" Selbst, die frei auf sich selbst stehende Persönlichkeit, die in sich selber ihren letzten Zweck hat. Selbständigkeit, Selbsttätigkeit, Selbstgesetzgebung: das ist – im Theoretischen wie im Praktischen – der Grundzug der Kantischen, der deutschen, der idealistischen, nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen gehenden Philosophie. Das hat am kürzesten und schlagendsten Kants großer Jünger Schiller in seinem großen Bekenntnisbrief vom 18. Februar 1793 an Freund Körner in den Doppelsatz zusammengefaßt: „Es ist gewiß von keinem sterblichen Menschen kein größeres

Wort gesprochen worden als dieses Kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen (sc. praktischen) Philosophie ist: Bestimme dich aus dir selbst; sowie das in der theoretischen Philosophie: Die Natur steht unter dem Verstandesgesetze." Darin besteht in der Tat der Inhalt von Kants Kritik der reinen Vernunft, daß sie aus unserem eigenen Verstand die gesamte wissenschaftliche Erfahrung in methodischer Abfolge hervorgehen läßt, beginnend mit dem grundlegenden, alle bisherige Philosophie umwälzenden Kopernikus-Gedanken: Nicht unsere Erkenntnis richtet sich nach den „Gegenständen", sondern diese müssen sich nach unserer Erkenntnis richten; und endigend mit jenem „größten Worte": Unser Verstand schreibt der gesamten Natur die Gesetze vor.

Allein, das ist nur erst der *eine* Teil seiner neuen, weltumwälzenden Lehre. „Philosophie", so lautet deren Begriffsbestimmung gegen Ende seines Hauptwerks, „ist die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft." Diese aber liegen im *Praktischen*. Ja, der praktische Philosoph ist der „eigentliche" Philosoph. Und dies Wort bedeutet für Kant nicht das Nützliche im Sinne des bezeichnenderweise von dem modernen England und Nordamerika ausgegangenen „Pragmatismus", der auf dem Heidelberger Internationalen Philosophen-Kongreß von 1908 so hartnäckig gegen die alte deutsche Auffassung von Philosophie anstürmte, noch das mit der unmittelbaren „Intuition" erfaßte „Ich des Erlebnisses", wie es der vor dem Krieg in Frankreich und leider auch in manchen deutschen Kreisen zum Modephilosophen gewordene Bergson verkündet.

Sondern das *Sittliche*. Es steht nicht so, wie es durch den geistreich sein sollenden Witz des Spötters Heine auch in viele deutsche Köpfe eingedrungen ist, daß der kritische Philosoph, gewissermaßen erschrocken über sein eigenes kritisches Zerstörungswerk, in seinem Alter nachträglich die alten metaphysischen Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit um des „alten Lampe", d. h. des deutschen Philisters willen, „rechtfertigen" zu müssen geglaubt habe; vielmehr ist Kants Interesse vom Anfang seines Philosophierens an auf die Ethik gerichtet gewesen. Gewiß, „in der *Erfahrung* allein ist Wahrheit", und unumstößlich, keine Ausnahme duldend, herrscht in ihr das Naturgesetz von Ursache und Wirkung. Kant protestiert mit besonnener Nüchternheit und zugleich ironischem Humor (echt deutschen Eigenschaften!) gegen eine Bezeichnung seiner Lehre als eines Systems „des höheren Idealismus": „Beileibe nicht der *höhere*! Hohe Türme und die ihnen ähnlichen metaphysisch-großen Männer, um welche beide gemeiniglich viel Wind ist, sind nicht für mich. Mein Platz ist das fruchtbare Bathos (= Tiefe) der Erfahrung" (Prolegomena S. 150 Anm.). Allein neben dem Reich des *Seins* steht das Reich dessen, was „nicht da ist, aber durch unser Tun und Lassen wirklich werden kann": des *Sollens*, neben dem theoretischen der Idealismus der Ethik.

So allein ist auch sein häufig mißverstandener Ausspruch aufzufassen: „Ich mußte also das *Wissen* aufheben, um zum *Glauben* Platz zu bekommen" (2. Vorrede zur Kr. d. r. V.). Dieser Glaube ist bloß der *moralische*, der die Freiheit des menschlichen Wollens „retten" will (ebd. 461). Gerade das ist echt deutsch und, wenn

natürlich auch bei anderen Völkern, so doch vorzugsweise und am innerlichsten in der Seele des Germanen zu finden: die Vereinigung von unbedingtester Wissenschaftlichkeit, die in ihrem Gebiet nichts anderes als strengste Gesetzmäßigkeit kennt, mit einer aus ehrlicher Selbstbescheidung stammenden Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, nenne man es nun „Gott" oder anderswie. Dabei bleibt die Vernunft der „letzte Probierstein" aller Dinge. Und der Wahlspruch der Aufklärung lautet: Sapere aude, d. i. „habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen". Sie bedeutet den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit".

Und noch etwas anderes bedeutet Idealismus, seinem platonischen, aber von Kant in echt deutscher Denkart noch vertieften Worturſprung nach. Idee (von idein = schauen), eigentlich Hinschau auf ein noch nicht erreichtes Ziel, bedeutet für Kant etwas weit Höheres als den bloßen Verstandesbegriff, nämlich einen Richt- oder Brennpunkt unseres Denkens, einen uns aufgegebenen Zweck, eine ewige Aufgabe, die wir nie vollkommen auflösen, deren Lösung wir jedoch immer näher kommen können und sollen: so die Idee Gottes, der Freiheit, der Menschheit, des „ewigen" Friedens. Und das „Vermögen der Ideen" ist die Vernunft, die wir im Sinne Kants nicht als erstarrtes Gebilde, sondern als in stetem, lebendigem Schaffen begriffen uns vorstellen müssen[1]).

Auf dem Gebiete des Sollens, des Sittlichen entströmt

---

[1]) Letzterer Gedanke wird besonders deutlich in Paul Natorps neuesten Schriften betont. Im übrigen vgl. die Artikel ‚Idee' und ‚Vernunft' in dem ausführlichen Sachregister meiner Ausgabe der Kr. d. r. V. (Hendel).

erst recht alles Wollen und Handeln, das einen Wert besitzt, dem lebendigen, unversiegbaren Quell der freien Persönlichkeit, die den ganzen Mechanismus der Natur anerkennt und gleichwohl zu ihm und trotz ihm ihr: „Und dennoch!" sagt. Leben bedeutet unserem Philosophen geradezu: Selbsttätigkeit (XV, Nr. 574). Die Welt ist das, wozu wir sie machen (ebd. 234). Er selbst hat durch sein Leben das kühne Jünglingswort seiner Erstlingsschrift wahr gemacht: „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will; ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen." Einer seiner Lieblingssprüche war: Quod petis, in te est: ne tu quaesiveris extra, von Schiller noch tiefer ausgedrückt in seinem:

„Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor."

Kants Ethik ist eine Ethik der Gesinnung. Wie einfach und doch aller Herzen bezwingend, weil eben innerster deutscher Art entsprechend, klang in die Zeit hinein der Anfangssatz seiner ‚Grundlegung' (S. 10): Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden als allein ein guter Wille!

Auch seine Religionsauffassung — wir können es hier nur andeuten — ist ganz von diesem Geist der Innerlichkeit diktiert. Das Reich Gottes ist inwendig in euch! Oder wie Schiller es wendet: Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, Und sie steigt von ihrem Weltenthron. Wir sollen das Gute tun, nicht weil „Gott" es geboten hat, sondern weil „wir innerlich dazu verbunden sind", es

uns selbst, durch unsere eigene Vernunft auferlegt haben. Unser einziger Richter wohnt in uns selbst, in unserem Gewissen. Und „Gott" ist für ihn kein überliefertes Etwas, von dem wir irgendein *Wissen* besäßen, sondern ein Letztes, Unfaßbares, eine „Idee", an die wir *glauben*: wie es noch das Nachlaßwerk aus seinen letzten Jahren formuliert: „Nicht ein *Wesen außer* mir, sondern ein *Gedanke in* mir." So wird Luthers religiöse Befreiungstat durch Kant vertieft. Jener bleibt, trotz seines Satzes vom allgemeinen Priestertum, trotz seines Appells an das Gewissen des einzelnen, inhaltlich bei Bibel und Dogma stehen; die Vernunft ist ihm des Teufels Buhle: „Ich glaube, daß ich *nicht* aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum glauben noch zu ihm kommen kann." Umgekehrt ist für Kant gerade die Vernunft nicht bloß das oberste Richtmaß des Erkennens, sondern auch des Tuns, von der „alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muß" (r. V. S. 621).

Freiheit ist der Grundquell aller wahren Sittlichkeit. Aber Freiheit bedeutet nach deutscher Auffassung nicht Zügellosigkeit, sondern nur Freisein von unvernünftigem Zwang, freiwillige Unterordnung unter das für recht Erkannte. Die „Form" der Freiheit ist „ihre durchgängige Zusammenstimmung mit sich selbst nach allgemeinen Gesetzen" (XV, Nr. 1042)[1]. Freiheit ist Selbstbeherrschung

---

[1]) Über die Bedeutung der *Form* bei Kant s. meine Doktordissertation: „Der Formalismus der Kantischen Ethik in seiner Notwendigkeit und Fruchtbarkeit". Marburg 1893. — Für die neuere deutsche Geistesgeschichte von Leibniz bis Hegel durchgeführt in E. Cassirer, Freiheit und Form. Berlin 1917.

(Tugendlehre S. 251). Freiheit ist darum für den Deutschen wohl vereinbar mit Unterordnung unter die Interessen des Ganzen, unter das Gesetz. Ja, die Treue, als Hingabe des einzelnen an die Idee, sei sie nun in einer Person verkörpert oder nicht, ist eine germanische Ureigenschaft. Die Religion des Freien ist zugleich die Religion der Pflicht, die unbekümmert um die Folgen das für recht Erkannte tut und in diesem Rechthandeln allein, nicht im Genießen, das einzige sieht, was dem Leben einen Wert verleiht.

> Der eine fragt: Was kommt danach?
> Der andre fragt nur: Ist es recht?
> Und also unterscheidet sich
> Der Freie von dem Knecht. (Th. Storm.)

Kleidet sich doch sogar Kants Sittengesetz in die Form des „unbedingten Befehls" oder kategorischen Imperativs, der freilich nicht, wie es mitunter aus mißverstandenem Patriotismus geschieht, mit dem als spezifisch preußisch gepriesenen „Verdammten Pflicht und Schuldigkeits"-Standpunkt ohne weiteres gleichzusetzen ist. Gegen solche subalterne Auffassung seiner „autonomen", sich selbst das Gesetz gebenden Ethik als einer Art Unteroffiziermoral, bei der es heißt: „Parieren und nicht muckſen!" ist unser Denker mit Recht von zwei so verschiedenartigen Schriftstellern wie Fr. Meinecke und H. St. Chamberlain[1]) in Schutz genommen worden.

Kants Stellung in diesen Dingen fließt vielmehr aus einer seinem und, wie wir meinen, dem deutschen Wesen

---

[1]) Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 2. Aufl. S. 35.– H. St. Chamberlain, Immanuel Kant. München 1905. S. 662 und 702.

überhaupt in besonderem Maße eigenen Grundsatzmäßigkeit. Er ist allezeit ein entschiedener und bewußter Vorkämpfer der Vernunft gegen alle Schwärmerei und allen Gefühlsüberschwang gewesen. Vielleicht entsprang diese Haltung nicht einmal so sehr des Philosophen angeborener Gemütsanlage, die vielmehr von seinen ältesten Biographen als „weich", ja „liebevoll", „allen Eindrücken sein Herz öffnend" beschrieben wird. Es würde dann die Festigkeit, mit der er seine weichere Natur den von ihm als notwendig erkannten Grundsätzen unterwarf, eine um so bewundernswertere Kraft des Willens beweisen. Er meint einmal (XV, 1083) von sich selber: In einer Schlacht würde ihm wohl das Herz stark klopfen, aber er würde gleichwohl entschlossen sein, nicht zu fliehen. Herzhaftigkeit sei eben Temperaments-, ja fast Körpersache (ebd. 741, 752), im Unterschied von dem Mut, der auf Grundsätzen, auf dem Charakter beruht. Daß dieser, der Charakter, der sich nach seiner Meinung allerdings erst gegen das vierzigste Jahr hin beim Menschen endgültig festzusetzen pflegt, Ziel und Gepräge seiner ganzen Ethik bildet, ist so bekannt, daß wir es nicht mit Beispielen nachzuweisen brauchen.

Durchgehender Grundzug seines Wesens ist dementsprechend eine aller Weichherzigkeit und Gefühlsseligkeit scharf entgegengesetzte, feste Männlichkeit. Seine Lieblinge unter den Philosophen des Altertums daher die Stoiker mit ihrem Sustine et abstine, ihrem Tu ne cede malis, sed contra audentior ito (Gib dem Unglück nicht nach, sondern tritt ihm um so kühner entgegen!). Das Temperament muß unter dem Zwange der Vernunft

stehen (XV, 593), die Neigungen unter dem sich selbst beherrschenden Willen. Tugend ist „moralische Gesinnung im Kampf“, wie die Stoa es lehrt, an der er, der Bescheidene, bezeichnenderweise nur ihre „Großsprecherei mit der Tugend“ (ebd. 765) tadelt. „Werdet nicht der Menschen Knechte! Laßt euer Recht nicht ungeahndet von anderen mit Füßen treten!“ (Tugendlehre S. 287 f.). Ein männliches Gemüt läßt sich niemals aus seiner Fassung bringen. Todesfurcht hat Kant nie gekannt. Das Übel hört auf, ein Übel zu sein, sobald man es mannhaft ins Auge faßt. Und „was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden“, Buße und Reue über Vergangenes sind „verlorene Mühe“ (Anthropol. S. 162). Selbst nur „mit Hoffnung sich zu füttern“, gilt ihm als unmännlich und kindisch (XV, 1155). Ebensowenig hält er, namentlich in der Religion, von übelverstandener Demut, d. h. in Wahrheit „kriechender Gunstbewerbung“ und sich einschmeichelnder Selbstverachtung, denen vielmehr rüstige Entschlossenheit zu tatkräftigem sittlichen Handeln entgegenzusetzen ist. Als zu erstrebendes höchstes Ziel erscheint ihm die „philosophische“ Gemütsart; diese aber besteht im Gleichmut (Aequam memento rebus in arduis servare mentem), der nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt werden darf, sondern das „Gemüt in Ruhe“, das gleichzeitig doch alle anderen Seelenkräfte in zweckmäßige Bewegung setzt, also „Kraft in Ruhe“ bedeutet (XV, Nr. 589 ff., S. 725, 730, 740, 746, 854; Anthropol. S. 160 f., 245).

Kants Freund Kraus sagte von ihm: „Kants Kopf konnte Willkür nicht leiden“, und er selbst meint: „Der Mann nach Prinzipien ist unwillfährig.“ Kant aber ist

durchaus ein „Mann nach Prinzipien". In seinem Briefe an Mendelssohn vom 8. April 1766 bezeichnet er die „wetterwendische und auf den Schein angelegte" Gemütsart als diejenige, „worin ich sicherlich niemals geraten werde"; und in der Kritik der praktischen Vernunft (S. 30): konsequent zu sein, als „die größte Obliegenheit eines Philosophen". In seiner anthropologischen Vorlesung stellte er drei Grundsätze auf, „die zur Weisheit führen": 1. Selbstdenken; 2. sich an die Stelle jedes anderen denken; 3. jederzeit mit sich selbst einstimmig denken, und bezeichnet das letzte als die konsequente oder folgerechte Denkungsart, die freilich (nach der Kritik der Urteilskraft) am schwersten und nur durch Übung zu erreichen ist (Anthropol. S. 112, 151f., XV, 715, Kr. d. U. 145f.). Wenn wir schon im Theoretischen „Ordnung und Einheit allerwärts suchen" (XV, S. 669), wenn ‚Idee' „Einheit der Erzeugung" bedeutet (ebd. Nr. 945), so besteht in der Einheit des Charakters für ihn geradezu „die Vollkommenheit des Menschen". Ja, der angebliche sittliche Rigorist geht einmal (XV, Nr. 1232) sogar so weit zu behaupten: „Es ist eher zu ertragen, daß jemand böse in Grundsätzen ist, als im Guten inkonsequent."

Neben solcher herben, wir möchten sagen norddeutschen Männlichkeit, die übrigens auch anderen Zeitgenossen, wie Lessing und Friedrich dem Großen, im Blute liegt, kommt allerdings die Welt des Gefühls etwas zu kurz. Nicht als ob der Philosoph weicheren Gefühls überhaupt entbehrt hätte (s. schon S. 17). Ist doch eine ganze Schrift von ihm (1764) „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" gewidmet, wo es S. 24 heißt:

„Wer bei einer schönen Musik Langeweile hat, gibt starke Vermutung, daß die Schönheiten der Schreibart und die feinen Bezauberungen der Liebe wenig Gewalt über ihn haben werden." Ja, in einem ungefähr gleichzeitigen Fragment des Nachlasses heißt es: „Die gefühlvolle Seele (nicht Rede) ist die größte Vollkommenheit ... das letzte Ziel" (Philos. Bibl. 50, S. 307). Und auch der spezifisch deutsche Zug der Liebe zur Natur fehlt ihm nicht. Noch der 66jährige nennt in der Kritik der Urteilskraft die Empfindung für die Schönheiten der Natur das Kennzeichen einer guten (schönen) Seele und stellt das Naturschöne über das Kunstschöne. Wie er in den ‚Beobachtungen' und ‚Reflexionen', von den sanften Empfindungen und dem Spiel der Gedanken am rieselnden Bach, im Wald, in der Dämmerung oder an dem Flammenspiel des Kaminfeuers redet, so im ästhetischen Hauptwerk von dem erhabenen Anblick überhängender Felsen, mächtiger Wasserfälle, des Aufruhrs der Luft bei Gewitter und Orkanen, des unbegrenzten Ozeans in wilder Empörung. Und um auf das Moralische zu kommen, so heißt es in dem ‚Versuch über die Krankheiten des Kopfes', den er freilich schon als Vierzigjähriger niedergeschrieben hat: „Ohne den Enthusiasmus (für das Gute) ist niemals in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden" (Philos. Bibl. 50, S. 78).

Aber allerdings, neben der Denk- und Willenskraft tritt die Gefühlsseite in ihm zurück. Und wenn sich in der deutschen Seele neben jenem Sinn für Ordnung, Besonnenheit, Gründlichkeit und Methode von jeher auch ein Hang zu dessen äußerstem Gegenteil: ausschweifender

Phantasie, tiefsinniger Grübelei, Übertreibung des Gefühls, Überspannung berechtigter Eigenart zu wild-genialer Originalität befunden hat, sogar bei ostpreußischen Landsleuten Kants wie Hamann oder Zacharias Werner oder dem Livländer Reinhold Lenz, von gemäßigteren Naturen wie Herder ganz zu schweigen, so fehlt dieser gleichfalls germanische Zug bei unserem Philosophen fast ganz. Selbst ein so warmer Bewunderer seines Königsberger Landsmanns wie Otto Schöndörffer vermißt doch in Kants Seele jenes unmittelbar, unwillkürlich und elementar aus dem Innersten hervorbrechende Gefühl, das Irrationale und bloß Naturhafte, das eben doch in den meisten Menschen lebt und webt[1]. Vielleicht hängt es damit auch zusammen, daß unser Philosoph das Ideal des Menschen, künstlerisch wie sittlich, fast stets nur im Manne, nicht in weiblicher Gestalt – etwa wie Goethe in der Iphigenie – verkörpert sieht. Und mit der sinnlichen Leidenschaftlichkeit geht demselben Denker, der tiefer als alle vor ihm das Wesen der Kunst zergliedert hat, nicht nur jede Begabung, sondern anscheinend doch auch die warme persönliche Liebe zur Kunst ab, die wir am Deutschen nur ungern vermissen. In der Kritik der praktischen Vernunft nennt der freilich schon 64jährige sogar die „blinden und knechtischen" Neigungen einmal (S. 151) „einem vernünftigen Wesen jederzeit lästig", so daß es wünschen müsse, „ihrer entledigt zu sein".

Dennoch hat es ihm an echtem, wahrem Gefühl für alles menschlich Große wahrlich nicht gefehlt. Dahin gehört seine starke, auch durch die Schreckenszeit nicht, wie

[1] Altpreußische Monatsschrift Bd. XXXVII, S. 452.

bei so manchem anderen, getrübte Begeisterung für die Grundsätze der Französischen Revolution, für die neue Pädagogik, für alles, was mit der Pflicht zusammenhängt, da „wahrer Enthusiasmus nur immer aufs Idealische, und zwar rein Moralische geht" (Streit d. Fak. S. 132). Er kann sich „an der Herrlichkeit des Sittengesetzes nicht satt sehen" (pr. V. 101), empfindet grenzenlose Hochschätzung vor dessen unergründlichem Einfluß (ebd.), kennt das Gefühl des Erhabenen, das uns mehr hinreißt als alles Schöne [1]), und das des „heiligen Schauers, den Abgrund des Übersinnlichen sich vor seinen Füßen eröffnen zu sehen" (Anthropol. S. 191). Als Quelle aller unserer Freuden und Leiden weiß er in einer seiner Reflexionen die Macht der Phantasie zu preisen (XV, 370). Er ist, selbst ein Genius, mit seiner Begriffsbestimmung des Genies so tief wie keiner vor ihm in dessen Wesen eingedrungen. Ebenso hat er auch die Berechtigung der natürlichen Triebe an sich keineswegs verkannt (vgl. z. B. Kr. d. U. 301). Er verlangt nur, daß wir nicht aus Instinkten, sondern nach Begriffen handeln. Und wenn er aus diesem Grunde „kalte Überlegung nach Grundsätzen" einem gefühlsmäßigen „Enthusiasmus der Tugend" vorzieht (XV, Nr. 1430), so möge doch jeder von uns an irgendeiner praktischen Frage das Experiment machen, indem er sich z. B. in bezug auf das Problem sozialer Wohltätigkeit Kants Frage vorlegt: „Würde es nicht noch besser stehen, wenn alles bloß aufs pünktlichste Recht und

[1]) Vgl. die Anmerkung Religion innerhalb usw. S. 22 über Schiller sowie den ganzen Abschnitt über das Erhabene in der Kritik der Urteilskraft.

gar nicht auf Gütigkeit gestellt würde?" (Lose Blätter ed. Reicke S. 571). Zumal da „kalt darum nicht gefühllos" ist (XV, S. 732).

Noch manche Züge könnten hinzugefügt werden, falls ein vollständiges Bild von Kants deutscher Wesensart zu entwerfen möglich wäre: Züge, die dem echten Deutschen eigen sind oder doch sein sollten, in denen sonach Kant unser Vorbild, unser Erzieher zu wahrem Deutschtum, d. i. Menschentum, zu sein geeignet ist. Wir könnten hinweisen auf seine Gerechtigkeitsliebe und reine Sachlichkeit in Beurteilung anderer, auf seine Achtung vor deren Persönlichkeit und Rechten, seine Menschenfreundlichkeit (oder „Humanität", wie er selber gern sagte) überhaupt, seine daraus entspringende Gefälligkeit, Verträglichkeit, wahre, alle „Komplimente" verschmähende Höflichkeit, sein feines Taktgefühl, das ihn nie grob oder plebejisch werden ließ. Andrerseits auf seine allem Zeremonienwesen abgeneigte gesunde Natürlichkeit, welche die Dinge beim rechten Namen nennt und, namentlich im persönlichen Verkehr, auch vor gelegentlichen Derbheiten nicht zurückscheute. Verwandt damit ist seine Einfachheit – das Wahre und wirklich Große ist immer einfach –, die Einfalt, „die Begleiterin der wahren Weisheit", zu der man nur spät gelangt, weil erst in ihr „vollkommene Kunst wieder zur Natur wird" (Anthropol. S. 126), ja sagen wir geradezu die Kindlichkeit seines Wesens, die aus dem Blick seines blauen Auges strahlte, und in der sein langjähriger Freund Scheffner „den ganzen Kant ausgedrückt" fand (Borowskis Kantbiographie S. 156): sie, die doch eigentlich nichts anderes ist als Ursprünglichkeit, somit jedem

echten Genie eignet. Echt deutsch ist auch seine Fröhlichkeit und Geselligkeit beim Weine und in anziehender Gesellschaft, sein trockener Humor in Rede und Schrift: „Wer gar nicht lacht, ist entweder grämlich oder pedantisch“ (Anthropol. S. 201). Schon gestreift haben wir ferner seine besonnene Nüchternheit, die aller Großsprecherei und Eitelkeit, allem Prunken und Eigendünkel feind ist. Damit hängt weiter zusammen seine auf ihrem wahren Grunde, nämlich strenger Selbstkritik, ruhende Bescheidenheit, die bei allem berechtigten Selbstvertrauen (s. oben) doch allen „spekulativen Eigendünkel“ und „eitle Anmaßungen“ bei sich und anderen bekämpft; denn „Philosophie macht bescheiden“ (XV, Nr. 939), zumal wenn man, wie Kant und Lessing, ihren Wert und ihr Ziel nicht in fertigen Wahrheiten, sondern in stetem Philosophieren, d. h. Forschen nach der Wahrheit, sucht. Wahrhaft deutsch ist endlich auch seine sittlich vielleicht größte Eigenschaft, sein trotz aller Einsicht in die pessimistische Wirklichkeit vorhandener Menschheitsglaube, auf den wir im letzten Abschnitt noch zurückkommen werden.

Indes eine Persönlichkeit ist in Worten nie ganz auszuschöpfen. Und erst recht nicht die Art eines ganzen Volkes. So viel aber dürfte aus unseren bisherigen Ausführungen fraglos klar geworden sein: daß Immanuel Kant als Mensch und Denker die Hauptzüge deutschen Wesens hell und deutlich widerspiegelt.

II.

Wir wissen nicht, ob ihm das selber voll zum Bewußtsein gekommen ist. Er hat, wie wir schon zu Anfang andeuteten, in echt deutscher Gesinnung, sein Deutschtum nie auffällig betont, in seinen wissenschaftlichen Werken außer jener Stelle der Kritik (s. oben S. 8), nur an einer einzigen anderen (Prolegomena, Anhang S. 161) seinen Landsleuten „Beharrlichkeit und anhaltenden Fleiß" nachgerühmt. Dagegen hat er in den populären ‚Beobachtungen' (1764), den 1798 als Buch gedruckten Vorlesungen über Anthropologie und den seit 1913 in Bd. XV der Akademieausgabe vorliegenden ‚Reflexionen' dazu[1]) sich über den deutschen Volkscharakter an einer ganzen Reihe von Stellen geäußert.

Dabei erleben wir nun das Schauspiel, daß er die nämlichen Eigenschaften, die wir an seiner eigenen Persönlichkeit wahrnahmen, mehr oder weniger dem deutschen Wesen überhaupt zuschreibt. Am häufigsten betont er den mit dem „Geist der Wahrheit" zusammenhängenden deutschen Sinn für Ordnung und Methode, mit seinen Vorzügen, aber auch seinen Schwächen. Immer wieder heben namentlich die ‚Reflexionen' diesen „Geist der Ordnung" und „Methode", der Regelmäßigkeit, Behutsamkeit, Reinlichkeit, Bescheidenheit, Billigkeit als charakteristisch für den Deutschen hervor. Deutsch ist „die Genauigkeit der

[1]) Seitdem haben die Bearbeitungen seiner Vorlesungen durch F. Ch. Starke (J. Kants Menschenkunde, 1831), desgleichen die Mitteilungen, die O. Schlapp in ‚Kants Lehre vom Genie usw.' (Göttingen 1901) aus Vorlesungsnachschriften gab, erheblich an Bedeutung verloren. Immerhin werden wir sie gelegentlich (als ‚Starke', ‚Schlapp') heranziehen.

Unterscheidungen", die Bestimmtheit der Begriffe; „keine Gelehrte disponieren so gut" (XV, Nr. 1347). Der Deutsche ist zwar nicht, wie der Franzose, „blendend durch Neuigkeit", dafür aber „tüchtig durch Stetigkeit", wie er denn „im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren kommt, die nachher von anderen mit Geräusch benutzt werden" (Anthropol. 271). Allein eben dies „methodische Naturell" der Deutschen, das sich bei ihnen „auf alle Arten des Geschmacks, sogar in der Liebe" erstreckt, führt doch zu, auch von unserem Philosophen scharf getadelten, Schattenseiten. Eben weil sie von der steten Leitung durch Grundsätze und Regeln sich nicht freizumachen vermögen, ja ohne dieselben fortzukommen sich nicht zutrauen (XV, 1352) machen sie gern aus allem „ein schwerfällig System, von dem sie nicht leicht abzubringen sind" (Kant an Borowski, März 1790). So verkümmert bei ihnen der Geschmack zur Schulgerechtigkeit, die freie Bewegung des Genies zur Pedanterie. Das wirkt dann ungünstig nicht bloß auf ihre Sprache (wovon noch weiter unten die Rede sein soll), sondern auch auf ihre gesellschaftlichen Verhältnisse. Kein Land ist in dem Maße, wie das unsrige, ein „Titelland". Überall Einteilungen und Unterabteilungen; jede Klasse ist bekümmert, mit der anderen verwechselt zu werden (1347). Eine „Titelsucht" und „Nebenbuhlerei, sich zu unterscheiden", die „einen jeden dazu bringt, sich nach Stufen . . . einer Rangordnung peinlich klassifizieren zu lassen und in diesem Schema des Ranges in Erfindung der Titel (von Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl-, auch Hochgeboren) unerschöpflich und so aus bloßer Pedanterei knechtisch zu sein"

(Anthropol. 271): „als in welcher Pedanterei die Deutschen unter allen Völkern der Erde (die indischen Kasten vielleicht ausgenommen) es am weitesten gebracht haben. Wer sich aber zum Wurm macht, kann nachher nicht klagen, wenn er mit Füßen getreten wird" (Tugendlehre S. 289). Bedenkt man, wie trotz aller Fortschritte auf anderen Gebieten selbst heute noch so viel von dieser „Pedanterei" in unserem Vaterlande besteht, so wird man es mit Kant nicht so sehr der damals noch besonders krausen und rückständigen „Form der Reichsverfassung", sondern mehr dem „natürlichen Hange" des Deutschen zuschreiben: „zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher ... keinen Titel hat, nichts ist." Das muß natürlich „anderen Völkern lächerlich vorkommen" (Anthropol. a. a. O.); und so gilt der Deutsche als „der Pedant in der Welt". Er ist eben „sehr zum Mechanism geneigt" und „kann von den Regeln nicht abkommen" (XV, 829 und 923).

Das bedeutet, ins Praktische übersetzt, einen weiteren sehr bekannten deutschen Zug: „Die Deutschen haben den Geist der ... Disziplin und gesetzmäßigen Unterwerfung" (898). Auch das hat zunächst seine gute Seite. Sie können „gut befehlen und gehorchen", während andere nordische Völker — gedacht ist wohl vor allem an die Russen — „sklavisch gehorchen und tyrannisch befehlen". Sie nehmen durch diese Disziplin auch „am meisten Kultur an" (ebd.). Sie „disziplinieren" ihre Kinder zu Strenge und Sittsamkeit (Anthropol. 271). Kant, der, namentlich

in seinen mittleren Jahren, häufig und gern mit höheren Offizieren verkehrte, verkennt auch nicht den großen Nutzen der Disziplin, ja des Mechanismus im Soldatenstande. Eben darin bestehe die militärische Überlegenheit der europäischen über die orientalischen, wir würden heute eher sagen: der deutschen über die anderen Nationen. Auch „im Zivilwesen" hält er einen gewissen Grad von Mechanismus, nämlich strenge Ordnung in Führung der Geschäfte, für angebracht. Nur dürfe er nicht so weit gehen, daß alles „gleichsam nach einer Tabelle" geschieht; sonst „ist kein Mensch mehr, der denkt" (Starke S. 235 f.). Selbst beim Militär schade ein Übermaß davon; denn dabei hält es kein Offizier von Genie aus, er nimmt den Abschied (XV, 932), worin es ja seit den Tagen der Söldnerheere nun glücklicherweise anders und besser geworden ist. Wenn Anthropol. S. 269, 271 es weiter als „gute Seite" des Deutschen zu betrachten scheint, daß er sich „unter allen zivilisierten Völkern am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung fügt, unter der er ist", am meisten „von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt ist", ja „weder über die schon eingeführte vernünftelt, noch sich selbst eine ausdenkt": so war das wohl mehr die Konstatierung einer Tatsache, des ruhigen Verhaltens der Deutschen gegenüber den revolutionären Wirren des Nachbarlandes. Bei Starke S. 356 wenigstens klingt der Ton doch anders: „Sie zeichnen sich durch geduldige, arbeitsame Gelassenheit aus, schicken sich nicht zu Reformen und lassen sich despotisch beherrschen." Kant selbst aber ist zwar immer ein strenger Anhänger der Gesetzlichkeit gewesen, hat jedoch gern über

Verfassungen „vernünftelt“, ist stets für von ihm als recht erkannte Reformen eingetreten und von jeher und bis zuletzt ein abgesagter Gegner alles Despotismus gewesen. Auch meint er (XV, 1475) mit Recht: „Zuviel Disziplin macht eingeschränkt und tötet die Tüchtigkeit.“

Wir sehen: Der Philosoph übt an den deutschen Schwächen offene und scharfe Kritik, nicht als mißmutiger Kritteler, sondern als echter Freund seines Volkes; spricht sich doch gerade in Tadel und Kritik, wenn sie nur aus aufrichtigem Herzen kommen, oft bloß verhaltene Liebe aus.

Auch an Leichtigkeit und Schwung des Denkens, wie im „Fach des Witzes und des Künstlergeschmackes“ (Anthropol. 270) werden die Deutschen — für den größten Teil seiner Lebenszeit hatte er recht damit — von anderen Völkern übertroffen. In einer, und zwar für Philosophie und Wissenschaft gerade entscheidenden, Eigenschaft aber sind sie den übrigen überlegen: der Urteilskraft. Häufig begegnet uns in den ‚Reflexionen‘ die Gegenüberstellung von französischem „Witz“ (Esprit) und deutscher Urteilskraft (gesunder Vernunft), von Einfällen und Einsichten, besonders prägnant XV, 464: „Witz: Einfälle. Urteilskraft: Einsichten. Witz ist lebhaft oder fein, Urteilskraft gründlich oder scharfsinnig. Neuigkeit des Witzes, das Alte oder Gesetzmäßige der Urteilskraft. Witz belustigt, Urteilskraft befriedigt. Franzosen und Deutsche. Witz ist frei und dreust — hardi; Urteilskraft beschränkt und bescheiden. Leichtsinn und Tiefsinn“ (vgl. außerdem Nr. 466, 736, 816, 841, 1486). Wozu eine Vorlesungsnachschrift noch folgenden lebendigen Kom-

mentar gibt: „In Deutschland sind die witzigen Einfälle Kontreband (verbotene Ware); wer da mit bloßen Einfällen kommt, und nicht eine Einsicht daraus zu machen sucht, dem geht es übel ... Selbst von Montesquieu ... wird man wohl unterhalten, aber man lernt doch nicht viel von ihm. Die Wissenschaften haben durch ihn nichts gewonnen. Der Witz geht auf die Brühe, die Urteilskraft auf die Nahrung und ist das, was die Nahrung für unsere Seele ist" (Starke S. 176 f., Schlapp S. 268 f.).

Wenn Kant dabei gelegentlich meint, die Natur habe Deutschland nicht sehr freigebig mit Genies versorgt, so urteilt er ein anderes Mal richtiger: „Im Norden sind alle Eindrücke dauerhafter ... Das Genie hat dort mehr Beziehung auf die Idee, dagegen das der orientalischen Völker auf den Sinn" (XV, 765). Was wir mutatis mutandis auf den Gegensatz der Germanen zu Romanen und Slawen anwenden können, ebenso wie folgendes (Starke S. 152) von den Europäern überhaupt Gesagte: „Wir Europäer sind zu einer Art von Reinigkeit im Denken gewöhnt; das zu sehr Ausgeschmückte und Aufgeputzte ist dem Charakter aufgeklärter europäischer Völker nicht angemessen, und die ganze Manier der abendländischen Völker ist von der Art, daß sie mehr für den Verstand als für die Sinnlichkeit haben wollen." Am zusammenhängendsten und konkretesten aber äußert sich XV, 977: „Wenn die Deutschen und Engländer ebensoviel Verstand haben als Franzosen, so verbinden diese damit mehr Geist, d. i. Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die Deutschen mehr Urteilskraft, die Engländer mehr Vernunft. Der Deutsche sucht alles mehr zur Reife

zu bringen, der Franzose treibt in Blüten[1])", — um dann mit dem hübsch zusammenfassenden Vergleiche zu schließen:

„Urteils- Einbildung Geschmack Geist
kraft.
treibt in die Wurzel in die Krone in die Blüten in die Frucht
Deutscher prächtig, Franzose Engländer"
Italier

Als Temperament möchte unser Denker, im Gegensatz zu dem sanguinischen Franzosen, dem cholerischen Italiener, dem melancholischen Engländer, dem Deutschen das phlegmatische zusprechen (bei Schlapp S. 130 Anm.). Indes, wenn es auch einmal ziemlich herabsetzend klingt: „Die weiten Wälder von Deutschland haben" — im Gegensatz z. B. zu dem „von Wäldern entblößten" Italien — „vielleicht von alters her das Stumpfe und Phlegmatische der Deutschen gemacht" (XV, Nr. 1349), so meint er doch in unserem Fall das Phlegma „im guten Sinn", d. h. „mit Verstand verbunden" (Anthropol. S. 269), als „das Temperament der kalten Überlegung und der Ausdaurung in Verfolgung seines Zweckes, imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beschwerlichkeiten" (ebd. 270): jenes Phlegma, das in „Religion, Staat und Wissenschaften" die Reformation der Revolution vorzieht (XV, 1152), das die Laster lieber verachtet als haßt (ebd. 664, vgl. S. 215 Anm.). Und wir dürfen annehmen, daß er im Hinblick auf den Durchschnitt seiner Landsleute und — sich selbst in einem Kollegentwurf zur Anthropologie aus

[1]) Ein Vergleich, der dem Verfasser selbst gefallen haben muß, denn er findet sich auch XV, 1510, Anthropol. S. 148, Starke S. 140 f., Schlapp S. 255 f. wieder.

den 70er Jahren folgende lobende Charakteristik des „Phlegmatikus“ niedergeschrieben hat: „Selbstbesitz bei Empfindungen und Anreizen. Bedachtsam. Kaltblütig. Weniger Geschwindigkeit, aber mehr Masse. Affektfrei. Langsam entschlossen. Stetig in Arbeit. Unverdrossen. Gleichmütig. Anlage, alles zur Vollkommenheit zu bringen. Glänzt nicht. Treu ohne Schmeichelei. Teilnehmend ohne Zärtlichkeit. Fester Sinn“, mit dem Zusatz: „Die kältesten Körper halten am längsten Wärme, wenn sie einmal durchwärmt sind. Die eheliche Liebe ist hier, imgleichen Freundschaft aus Gewohnheit, am dauerhaftesten“ (XV, S. 764f.).

Ein Punkt, der uns historisch Gebildeten von heute auffallen muß, ist die Seltenheit von Äußerungen über die geschichtliche Entwicklung Deutschlands. Kant teilt eben mit dem Zeitalter der Aufklärung, obwohl er sie philosophisch überwunden hat, den Mangel an historischem Sinn. Besonders in bezug auf das Mittelalter, von dessen historischen Denkmalen er doch im preußischen Ordenslande umgeben war. Wir wissen uns sicherlich frei von jeglicher romantischer Schwärmerei für das Mittelalter; aber der kritische Philosoph zeigt doch aus lauter moralischer Bewertung ein gar zu geringes Verständnis auch für dessen bessere Erscheinungen. Erklärt er doch in den ‚Beobachtungen‘ (S. 12f. und 61) Kreuzzüge und Ritterwesen, Klosterwesen und mittelalterliche Wissenschaft, ja sogar die gotische Baukunst in Bausch und Bogen für „Fratzen“, während er sein ebenso verdammendes Urteil über die kirchlich-religiöse Entwicklung des Mittelalters in der ‚Religion innerhalb usw.‘

(S. 150—152) in den Satz ausklingen läßt: Tantum religio potuit suadere malorum (So viel Unheil vermochte die Religion zu verursachen!). Mit mehr Zuneigung äußert er sich in der Anthropologie und den Reflexionen über die ältesten Deutschen. Er hält zwar im allgemeinen wenig von schönen Redensarten, wie die Verteidiger der guten, alten Zeit sie schon damals liebten, z. B.: „Die alte deutsche Redlichkeit höre ganz auf (worunter man gemeiniglich einen Mann versteht, der brav grob sein kann, der doch bisweilen dabei betrügerisch genug ist)", meint vielmehr mit Recht, die Menschen seien auch „früher nicht größer, tugendhafter und verständiger gewesen" (Schlapp S. 239). Aber er spricht doch mit einem gewissen Wohlgefallen von der deutschen „Treuherzigkeit" als einem „Reste der alten Stammehrlichkeit", die freilich „auf den jetzigen Zustand nicht recht paßt" (Philos. Bibl. 46b, S. 49). Ferner von gewissen Sitten der alten Germanen, wie ihrer Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht (XV, 1336, Starke S. 361), die auch er selbst stets geübt und empfohlen hat. Oder von ihrer Gewohnheit, „ihre Ratschläge zur Beschließung eines Krieges" zuerst beim Trunke zu fassen, „damit sie nicht ohne Nachdruck wären", und sie dann nüchtern zu überlegen, „damit sie nicht ohne Verstand wären" (Anthropol. 71, XV, 347 und 1484, Starke 103 f.). Er entschuldigt an diesen und anderen Stellen (z. B. Tugendlehre S. 275) einen mäßigen Genuß im Trinken — auch er selbst war bekanntlich durchaus kein Kostverächter — mit der Förderung der Geselligkeit und fragt sogar einmal zweifelnd: „Unsere Zeiten sind mehr Zeiten der Nüchternheit; ob dies

aber eine Verbesserung unserer Moralität beweiset, ist eine Frage“ (Starke S. 102). Übrigens sind die Deutschen auch „gastfreier gegen Fremde als irgendeine andere Nation“ (Anthropol. S. 271). — Trotz seiner grundsätzlichen Verwerfung des Zweikampfes erkennt er bei den „Duellen der alten Deutschen“ einen dreifachen Zweck an: 1. „damit die Ehre persönlich sei, 2. keine Rache heimlich, 3. sie auf einmal abgetan sei“ (XV, 1074); wie er denn auch für den besonderen Ehrbegriff des Offiziers Verständnis zeigt (ebd. 1084) und sich, namentlich in den ‚Losen Blättern‘, öfters damit beschäftigt hat. — Am bemerkenswertesten aber von seinen geschichtlichen Urteilen über unsere alten Vorfahren erscheint uns das folgende, soviel ich weiß noch nirgends hervorgehobene über die Germanen der Völkerwanderung: „Die rohen Völker waren keine Barbaren; sie nahmen Kultur an, Disziplin und hatten mehr Gelindigkeit des Naturells mit Freiheitsgeist verbunden und also mehr Fähigkeit und Willen, nach Gesetzen regiert zu werden, als die Römer“ (XV, 1406). Zur Erläuterung des letzten Gedankens diene weiter Nr. 1369: „Von Völkern, die in sich selbst gesetzgebendes Vermögen enthalten: Franzosen und Engländer, Italiener und Deutsche“; in Verbindung mit 1368: „Die, so Gesetz ohne Freiheit und Freiheit ohne Gesetz wollen, sind wirkliche Barbaren.“ Damit ist die Grundlage von Kants später zu besprechender Staatsauffassung gegeben.

Unser Philosoph ist gewiß noch weit davon entfernt, etwa gleich Fichte seine Deutschen als ein „Urvolk“ zu preisen. Aber er spricht ihnen doch einmal, im Gegen-

satz zu dem französischen Esprit, den Geist des „Eigentümlichen“ zu (XV, 929). Wie verhält sich nun dieses so eigentümlich geartete deutsche Volk zu seinen Nachbarvölkern? Leider von jeher allzuwenig selbstbewußt, zu nachgiebig an fremde Art sich anschmiegend. Schon Schriftstellern der römischen Kaiserzeit fiel es auf, wie leicht nicht bloß die links, sondern auch die rechts des Rheins wohnenden Germanen Römersitten annahmen. Und seitdem haben schon Walther von der Vogelweide, Moscherosch und Logau, zu Kants Zeiten die Lichtenberg, Lessing, Herder, bald nach ihm Fichte, Goethe und J. Grimm es an Tadel dieser nationalen Schwäche nicht fehlen lassen[1]. Auch unser Kant hebt sie, wenn auch für unser heutiges Gefühl vielleicht nicht scharf genug, hervor. In der Tat, wenn die Deutschen „gemacht sind, das Gute aller Nationen zu sammeln und zu vereinbaren, und alle gleich willig aufnehmen“ (XV, Nr. 1354), so kann man das an sich nur loben; auch daß der Deutsche „alle Sprachen lernt und aus allen übersetzt“, daß „bei ihm jeder Fremde wie zu Hause ist“ (ebd. 1352), wird man noch anerkennen. Weniger schon, daß er „der Mann von allen Ländern und Klimaten ist, leicht auswandert und an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt ist“; wobei uns auch nicht besonders imponieren kann, daß er sich dort „mit seinen Landesgenossen zu einem Kolonistenvölkchen zusammentut“, das um seines „Fleißes, Reinlichkeit und Sparsamkeit“ willen von den Landesbewohnern, z. B. den Engländern in Nordamerika, gelobt wird (Anthropol. S. 269).

---

[1] Zahlreiche Belege s. bei H. Floerke, Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten. Berlin 1916. S. 264—294.

Ursache wie Folge ist eben (was Kant noch nicht als Übel zu empfinden scheint): „er hat keinen Nationalstolz, hängt gleich als Kosmopolit auch nicht an seiner Heimat[1])".

Dadurch aber kommt er zum Nachahmen der anderen. Nun bemüht sich zwar der Philosoph in einer ausführlichen Niederschrift aus dem Anfang der 70er Jahre (XV, Nr. 778) nachzuweisen, daß Nachahmen etwas ganz anderes sei als Kopieren oder gar Nachäffen. „Die Nachahmung" ist sogar „der bescheidene und sichere Gang des Genies", z. B. eines Milton, Newton oder Kepler, „welches den Weg, den es unternimmt, nach den Versuchen beurteilt, die andere gemacht haben": ohne solche „Kontinuität" entsteht keine Wissenschaft noch Erfindung. Das Nachäffen dagegen „sollte allenthalben verfolgt und ohne Verschonen traktiert werden". Die Grenze wird eben überschritten, sobald aus dem Verständnis für fremde Art ein Aufgeben der eigenen wird. Wenn aber „der Deutsche, weit mehr als Engländer und Franzosen, danach fragt, was die Leute von ihm urteilen möchten", so ist das eine „Schwachheit", die beseitigt werden muß. Und daß er „sich nicht erkühnt, original zu sein, ob er gleich alle Talente dazu hat", nimmt schließlich seinen „sittlichen Eigenschaften alle Haltung, indem es sie wetterwendisch und falsch gekünstelt macht" (Beobachtungen S. 52). Ebenso erklärt der angeblich nicht national fühlende Kant noch ein Menschenalter später in seiner Anthropologie als des Deutschen „unvorteilhafte Seite" seinen „Hang zum Nachahmen und die geringe Meinung von sich, original sein zu können, was gerade das Gegen-

[1]) Mehr darüber s. unter III.

teil des trotzigen Engländers ist“ (S. 271). Er habe doch um so weniger Ursache zu diesem Sichselbstaufgeben, als er, reicher und vielseitiger als die übrigen Kulturvölker, den Geschmack des Engländers am Erhabenen mit dem des Franzosen am Schönen in sich vereinige (Beobacht. S. 47 und 52).

Sollte jedoch noch irgendwelcher Zweifel an unseres Philosophen tiefem Verständnis für deutsches Wesen obwalten, so müßte er verschwinden bei der Betrachtung eines in der bisherigen Kantliteratur noch sehr wenig behandelten Punktes: wir meinen sein Verhältnis zu demjenigen, was den treuesten Ausdruck eines Volkstums bildet, seiner Sprache.

Kant und die deutsche Sprache.

Zunächst — was zu seiner Zeit in den gelehrten bzw. vornehmen Kreisen noch keineswegs die Regel war — Kant schreibt und spricht Deutsch. Mit Ausnahme der offiziellen Dissertationen, die Vorbedingung zur Professur waren und in lateinischer Sprache abgefaßt sein mußten, sind alle seine Schriften in der Muttersprache geschrieben. Er erntet dadurch das ernste Mißfallen seines Jugendfreundes David Ruhnken, der inzwischen ein berühmter Latinist an der Leydener Hochschule geworden war und ihm von dort aus in einer langen, natürlich lateinisch geschriebenen Epistel vom 10. März 1771 freundschaftliche Vorwürfe macht, daß er nicht, schon im Interesse der Verbreitung seiner Schriften im Auslande, sich des lateinischen Idioms bediene, was er doch vom Fridericianum her so gut verstehe. Schade, daß eine Antwort

Kants nicht erhalten ist. Daß er aber mit Bewußtsein und aus Überzeugung so verfuhr, ergibt sich aus dem liebevollen Verständnis, mit dem er sich gerade in den zu seiner Selbstverständigung niedergeschriebenen Reflexionen über die deutsche Sprache äußert.

Zweierlei rühmt er vor allem unserer Sprache nach: ihren Reichtum und ihre Reinigkeit[1]. Ihren Reichtum namentlich an intellektuellen Begriffen, so daß sie sich besonders zur philosophischen Zergliederung eigne (XV, 853 und 976, Starke S. 354). Die „Reinigkeit", wodurch sie sich vor allen lebenden Sprachen auszeichne, bedeutet ihm nicht etwa völlige Unvermischtheit von uralten Zeiten her; damit würden wir auf einen beschränkten Chinesen-Standpunkt geraten. Aber wir haben gar keine Ursache, unsere Sprache mit Flickwörtern aus einer anderen zu verunstalten (Nr. 1455a). „Ich frage, ob nicht ein jedes aus einer fremden Sprache entlehnte Wort in einer feierlichen Rede wie Spielwerk, wie Flittern klingt." Und nun ein Beispiel, das heute noch Interesse hat: „Die deutschen Namen des Ranges: Botschafter, Feldherr usw. klingen prächtiger" (853); wie 836: „Heerführer klingt besser als kommandierender General, Feldherr besser als Feldmarschall (feierlicher), Großbotschafter besser als ambassadeur." „Fremdwörter verraten Armut, welche doch verborgen werden muß, oder Nachlässigkeit. Was darin mißfällt, ist das Geflickte und Fremdartige" (828). Freilich ist andererseits „neue Wörter zu schmieden" eine „Anmaßung zur Gesetzgebung in Sprachen, die

[1] Vgl. auch Kr. d. r. V. S. 316 und Kritik der Urteilskraft S. 185 Anm.

selten gelingt" (Kr. d. r. V. 316 f.), oder, wie die praktische Vernunftkritik (Vorr. S. 11) sich noch drastischer ausdrückt, „eine kindische Bemühung, sich unter der Menge, wenn nicht durch neue und wahre Gedanken, doch durch einen neuen Lappen auf dem alten Kleide auszuzeichnen". Deshalb dürfen die Wissenschaften unter Umständen Anleihen bei einer toten oder gelehrten Sprache machen. Immerhin fühlt er in seinem Hauptwerk, daß es „wider den Geschmack der guten Schreibart" ist, wenn an manchen Stellen eine größere Reihe „lateinischer Ausdrücke statt der gleichbedeutenden deutschen eingeflossen sind"; „zur Entschuldigung" führt er an, er habe „lieber der Zierlichkeit der Sprache etwas entziehen als den Schulgebrauch durch die mindeste Unverständlichkeit erschweren wollen" (Kr. d. r. V. S. 340 Anm.).

„Den Wohllaut der deutschen Sprache zu befördern", rät er (XV, 781), „das Sanfte durch eine Analogie mit dem Italienischen nachzuahmen und, anstatt Artikel und Silben wegzulassen, sie hinzuzufügen, ohne die Sprache zu verhunzen und die Aussprache holperig zu machen." Auf der anderen Seite solle man das Steife, Gebundene, Zeremonienhafte (wie das Er, Ihr, Sie u. v. a.), das sonst alles Genie unterdrücke, endlich einmal abschaffen (Nr. 853, 928, Starke S. 18); auch nicht, wie es auf den höheren Lehranstalten zu Kants Zeiten fast durchweg geschah und selbst heutzutage noch nicht ganz ausgestorben ist, die phrases der Alten nachahmen, statt ihren Geist; dann würden „unsere deutschen Schriften mehr echten Geschmack enthalten" (XV, 778). „Franzosen sind die großen Meister der Popularität, Deutsche am wenigsten und fehlen

in affektierter Galanterie" (XVI, S. 210). Ebenso entschieden lehnt er freilich auch die „orientalische Beredsamkeit" und den „Bombast von Ideen" ab, mit der Hamann und seine Jünger die Zeit beglückten. An diese ist wahrscheinlich auch zu denken, wenn es XV, 806 heißt: „Einige Autoren haben ihr Ansehen dem Deutschverderben[1]) zu verdanken. Die Empfindungssprache verdeckt viel Fehler, denn sie überschreit die Urteilskraft. In den Gedanken und Bildern ist der Verfasser Meister vor sich selbst und hat seine Manier; aber in der Sprache ist er Richtern unterworfen. Eine Sprachneuigkeit kann nur mit Einwilligen der hohen Obrigkeit, d. i. des Publikums, gemacht werden."

Schluß aus alledem: Besitzt die deutsche Sprache die ihr eigentümlichen Vorzüge, so können wir wohl das Gute anderer Völker: die „Leichtigkeit" der Franzosen, das „Inhaltvolle" der Engländer, den Wohllaut der Italiener annehmen, aber „wir haben unsere eigene Manier". Wir müssen unsere Sprache „reinigen, erweitern, bestimmen, aber nicht verändern" (XV, 853). Denn, so klingt diese Reflexion stolz aus, „sie ist die Sprache der Verdolmetschung durch Europa, Deutschland liegt in der Mitte[2])".

Aus allem Vorigen ist zu ersehen (wovon man bisher selbst in gelehrten Kreisen wenig wußte), wie sehr Kant

[1]) Diese Lesart scheint mir wahrscheinlicher als die „den Deutschverderbern".

[2]) Daß „die französische Sprache die allgemeine Konversationssprache vornehmlich der weiblichen feinen Welt, die englische aber die ausgebreitetste Handelssprache der kommerzierenden geworden ist", wird Anthropol. S. 262 gleichfalls auf die geographische Lage beider Länder zurückgeführt.

seine Muttersprache geschätzt, um ihre Reinhaltung und Verbesserung sich gekümmert hat. Er hat auch die Entwicklung des deutschen Schrifttums, insbesondere dessen Stilwandlungen, mit aufmerksamem Auge verfolgt (vgl. z. B. XV, 664 und 806), desgleichen sich über zahlreiche einzelne deutsche Dichter und Prosaisten wie Abbt, Haller, Herder, Hölty, Klopstock, Mendelssohn, Wieland, die Anakreontiker, besonders häufig in den 70er Jahren über die „kollernde Schreibart" der damaligen Kraftgenies ausgesprochen; daneben natürlich auch über die wichtigeren Ausländer, von denen er stilistisch Hume, Adam Smith und Rousseau am höchsten schätzte. In seinen späteren Jahren liebte er außerdem sehr das Etymologisieren, und zwar vorzugsweise an deutschen Wörtern; wovon sowohl Wasianskis, Hasses u. a. Berichte über seine Tischgespräche wie auch manche Anmerkungen in seinen Altersschriften (Anthropologie, Streit der Fakultäten, Zum ewigen Frieden) zeugen. Auch vor Provinzialismen scheute er, der echte Ostpreuße, der so gut wie nie aus seiner Heimatsprovinz herausgekommen ist, in seinen Gesprächen durchaus nicht zurück; hier und da sind sie sogar in seine Schriften eingeflossen, vermutlich ist auch seine Sprechweise nicht ohne mundartliche Färbung gewesen[1]). Von Interesse dürfte weiter sein, daß Kant auch amtlich, in Sachen des Gebrauchs der deutschen Sprache in den Vorlesungen und Examinatorien, in Gemeinschaft übrigens mit Rektor und Senat, fortschrittliche Grundsätze gegenüber der in dieser Beziehung rückständigen Regierung ver-

[1]) Vgl. meine Bemerkung darüber in meiner Ausgabe des ‚Streits der Fakultäten', Akad. Ausg. VIII, S. 348.

treten hat[1]). Französisch hat er wohl gelesen, aber weder gesprochen noch geschrieben und wohl aus diesem Grunde erst nach Friedrichs II. Tode die Aufnahme in dessen französisierte Akademie der Wissenschaften zu Berlin erlangt. Wer endlich im Gebrauch der deutschen statt der lateinischen Druckschrift etwas „Nationales" erblickt — wir können uns für diese Art von Deutschtum nicht erwärmen —, den wird Kants Vorliebe für erstere erfreuen. Der Philosoph hat nicht bloß alle seine selbständigen Schriften in deutschen Lettern drucken lassen, sondern tritt auch in einer Nachschrift zum „Streit der Fakultäten" ausdrücklich für sie ein und gegen das Unwesen, „ein Werk deutschen Inhalts mit lateinischer (wohl gar Kursiv-) Schrift zu drucken"; allerdings keineswegs aus „nationalen", sondern bloß aus medizinischen Gründen: „weil niemand das Lesen derselben für seine Augen so lange aushalte als mit der deutschen" (a. a. O. S. 164 f.).

Wichtiger ist die Frage: Wie hat Kant sein Verständnis für deutsche Sprache und deutschen Stil an seiner eigenen Person bewährt? Wie schreibt er selbst? Die Antwort muß lauten: Gleich in seiner ersten Schrift jedenfalls, ebenso in den populären Schriften und Aufsätzen seiner jüngeren und fast durchweg auch der späteren Jahre schreibt er ein durchaus klares, verständliches Deutsch in guten, nicht allzu langen Sätzen; desgleichen in seinen

[1]) Vgl. die beiden ausführlichen, in einem Falle auch von Kant mitunterzeichneten Schreiben des Senats an die Regierung vom 20. Oktober 1780 und 1. Oktober 1781 (E. Arnoldts Gesammelte Schriften, herausgegeben von O. Schöndörffer. Berlin 1909. V 2, S. 259—262).

Briefen. Anders verhält es sich allerdings bei den kritischen Hauptwerken und manchen gelehrten Abhandlungen der Alterszeit. Ich habe mich über den Tatbestand und seine Gründe an anderer Stelle[1]) ausführlicher ausgelassen; hier geht uns nur die unser Thema betreffende Seite der Sache an. Und da möchte ich das Vorurteil bekämpfen, daß die Schwierigkeit des Verständnisses des vielleicht schwierigsten aller in deutscher Sprache geschriebenen Bücher etwa durch eine auffallende Fülle von Fremdwörtern verursacht wäre. Man vergleiche nur einmal eine zufällig herausgegriffene Seite aus der „Kritik der reinen Vernunft" mit einer ebenso willkürlich herausgegriffenen Seite aus einer heutigen deutschen Fachzeitschrift oder dem Buche eines Fachgelehrten — und man wird bald gewahr werden, wo der Gebrauch der Fremdwörter überwiegt. Dasselbe wird man finden, wenn man eine Seite der Nachlaßbände, wo er gewissermaßen für sich ist und sozusagen zum eigenen Hausgebrauche schreibt, etwa mit den doch beinah ein Jahrhundert später fallenden Briefen so zweifellos deutschgesinnter Männer wie Kaiser Wilhelm I. oder Bismarck zusammenhält. In der ‚Kritik' finden sich oft sogar deutsche Ausdrücke neben oder anstatt der lateinischen, wie: abgezogen statt abstrakt, Scheidekünstler statt Chemiker, vernünftelnd statt dialektisch, überfliegend statt transzendent, Widerstreit statt Konflikt, einheimisch neben immanent, Zusammenfügung neben Synthesis, Gesichtskreis neben Horizont, rühren neben affizieren, Lehrsprüche neben Dogmen u. a. m. Daneben so urwüchsige Neubildungen oder

[1]) Im Kapitel ‚Kant als Stilist, Schriftsteller und Briefschreiber' meiner voraussichtlich im nächsten Jahre erscheinenden größeren Kantbiographie.

Wendungen der Volkssprache, wie: Absprung, Ausputz, Ausforderung, ausgeboren, Bauzeug (das), Hauptstuhl, Hinzukunft, Spielgefecht, Zeitverspillerung usw.: Beispiele, die aufs Geratewohl herausgegriffen sind und mit Leichtigkeit vermehrt werden könnten. Gewiß behält Kant noch genug Fremdwörter bei; allein man muß bedenken, alle Welt schrieb damals „intelligibele Realität" und nicht: „gedankliche Wirklichkeit", „ontologische Probleme", nicht „Fragen des Seins".

Die Schwierigkeit und Umständlichkeit des Ausdrucks aber rührt, wie Chamberlain (Kant S. 363 f.) richtig gesehen hat, häufig daher, daß der Philosoph das innerlich von ihm mit vollendeter Deutlichkeit Erschaute, etwa die Urformen des Urteils oder die Idee der Freiheit, auf dem Wege rein begrifflicher Darstellung klarzumachen genötigt ist. Daher auch die von ihm für unentbehrlich gehaltene öftere Wiederholung eines vom ihm zuerst gefundenen neuen Gedankens. Daher die oft überlangen Satzgefüge, die noch durch eine andere deutsche Eigenschaft mit veranlaßt sind: die logische Gewissenhaftigkeit, die einem jeden Gedanken sein Recht geben will, darum mit allerlei Einschränkungen, Zwischensätzen, Wenns und Abers arbeitet. Deutsch ist auch die strenge, aller Rhetorik — eine „hinterlistige Kunst" nennt der Philosoph sie einmal — abgewandte Sachlichkeit, die rein auf den Gegenstand geht und Gründlichkeit als unentbehrliche Vorbedingung aller „wahren" Popularität ansieht, die Abneigung gegen alles Effekthaschende, Gefühlvolle, Schwärmerische, Modische. Und wenn Hermann Cohen in seinem Kommentar zur ‚Kritik der reinen Vernunft'

(Vorwort S. VI) den Kantischen Stil außerdem „freimütig", „treuherzig", „mitteilsam" und „grundehrlich" nennt, so entsprechen diese Prädikate den nämlichen deutschen Grundeigenschaften unseres Denkers.

III.

Doch wir haben eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Frage noch zu beantworten:

Wie steht Kant zum deutschen Staate?

Ist er rein kosmopolitisch orientiert, oder ist so etwas wie eine deutsche Staatsgesinnung in ihm lebendig?

Er selbst hat — darin übrigens durchaus gleich unseren anderen klassischen Größen — aus seinem Weltbürgertum niemals ein Hehl gemacht. Seine erste geschichtsphilosophische Abhandlung nennt sich ‚Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht', in Briefen wird er als „echter Kosmopolit" angerufen, im Vertrauen auf seine „bekannte kosmopolitische Denkungsart" begehren die Herausgeber einer geplanten neuen Zeitschrift ‚Der Kosmopolit' im Juni 1796 seine Mitarbeit. Suchen wir zunächst aus den zu seiner Selbstverständigung niedergeschriebenen Gedanken seines Nachlasses ein Bild dessen zu gewinnen, was er selbst denn unter ‚Kosmopolitismus' und ‚Patriotismus' versteht.

Am stärksten antinationalistisch drückt sich wohl die von dem Herausgeber (Erich Adickes) in die Zeit um 1793, also die Höhezeit der großen Revolution, verlegte Reflexion XV, Nr. 1099 aus. Sie spricht „von der Aufforderung der Gecken (!) in Deutschland zum National-

stolz" und meint von dem letzteren: „Wer ihn nicht hat, kann ihn auch nicht auf den Zuspruch anderer erwerben, denn es setzt schon einen Vorzugsgeist voraus, um ihn annehmen zu können. Es ist aber gerade diese Mäßigung in Ansprüchen, welche die gute Seite der Deutschen ausmacht in Vergleichung mit dem John Bull des Engländers." Immerhin scheint der Philosoph „den Stolz in der Nation (einheimisch)" noch eher zu schätzen als den „der Nation im ganzen auswärtig, welcher letztere absurd ist, weil die Völker nicht im bürgerlichen Verhältnis zueinander, mithin des Oberen und Unteren, stehen". Durch die Lektüre der noch später zu erwähnenden Schrift Karl von Mosers ‚Vom deutschen Nationalgeist' (1765) angeregt scheinen die Reflexionen 1351 und 1353. 1351: „Es ist dem deutschen Charakter wenigstens vor jetzt (!) nicht angemessen, ihm von einem Nationalstolz vorzuschwatzen. Das ist eben ein seinen Talenten wohlanstehender Charakter, keinen solchen Stolz zu haben, ja gar anderer Völker Verdienste eher als seine eigenen zu erkennen." Kritischer spricht sich schon 1353 aus. Es sei eine Absicht der Vorsehung, daß Völker „nicht zusammenfließen, sondern durch zurücktreibende Kraft untereinander im Konflikte sein" sollten; darum sei „der Nationalstolz und Nationalhaß zur Trennung der Nationen notwendig". Allein es sei doch ein Nationalwahn, daß „entweder durch Religion, da ein Volk glaubt, daß alle anderen verflucht sind, wie Juden und Türken, oder durch den Eigendünkel des Verstandes, daß alles andere ungeschickt und unwissend sei, oder der Tapferkeit, daß sich alles vor das Volk fürchten müsse, oder der Freiheit,

daß alle anderen Sklaven sein, ein Volk sein Land vor anderen liebt"; obwohl „Regierungen diesen Wahn gerne sehen". Die Vernunft in uns müsse solche blinden Instinkte, die nur „die Tierheit an uns dirigieren", ausrotten und durch ihre Maximen, d. h. „Patriotismus und Kosmopolitismus", ersetzen (ebenso, nur kürzer S. 783). In der Tat seien denn auch die Deutschen „kosmopolitisch aus Temperament und hassen kein Volk als höchstens zur Wiedervergeltung" (Nr. 1354).

Patriotismus und Kosmopolitismus! In 1430 und 1451 wird zwar ein engherziger, daheim und für Familie oder Vaterland enthusiastischer, gegen die ganze übrige Welt aber gleichgültiger oder mißgünstiger „Patriotismus" dem weitherzigen Kosmopolitismus entgegengesetzt. In Wahrheit jedoch sind Patriotismus und Kosmopolitismus für unseren Philosophen keine Gegensätze. Denn „patriotisch ist", wie die Abhandlung von 1793 über ‚Theorie und Praxis' (Philos. Bibl. 47 I, S. 88) trefflich bemerkt, „die Denkungsart, da ein jeder im Staat (das Oberhaupt desselben nicht ausgenommen) das gemeine Wesen als den mütterlichen Schoß oder das Land als den väterlichen Boden, aus und auf dem er selbst entsprungen und welchen er auch so als ein treues Unterpfand hinterlassen muß, betrachtet, nur um die Rechte desselben durch Gesetze des gemeinsamen Willens zu schützen". Das ist in der Tat echte Vaterlandsliebe. Ähnlich wird einige Jahre später in der ‚Rechtslehre' der patriarchalischen Regierung, der despotischsten unter allen, weil sie „Bürger als Kinder" behandelt, die „vaterländische" entgegengesetzt, „wo der Staat selbst seine Untertanen zwar gleichsam als

Glieder einer Familie, doch zugleich als Staatsbürger, d. i. nach Gesetzen ihrer eigenen Selbständigkeit, behandelt, jeder sich selbst besitzt und nicht vom absoluten Willen eines anderen neben oder über ihm abhängt" (Philos. Bibl. 42, S. 140). Und wer an Kants Vaterlandsgesinnung für die frühere Zeit noch zweifeln sollte, der lese folgende Reflexion aus der Zeit von 1776 bis 78: „Ehre und Geschmack müssen das meiste tun, um die grobe Leidenschaft einzuschränken, Wissenschaft, um das Gemüt innerlich zu befriedigen. Die feinere Liebe zum Geschlecht tut das meiste" [wozu, wird nicht gesagt. K. V.], „allein die Ehre einer freien Nation, die da handelt, das Edelste."

Von einem verwaschenen Weltbürgertum, das sich alle Völker in eine Art Brei aufgelöst denkt — eine phantastische Vorstellung übrigens, die im Grunde nur in der Einbildung beschränkter Nationalisten existiert —, kann bei Kant, wie überhaupt bei einem ernsten Denker, keine Rede sein. Ein Zusammen„fließen" oder Zusammen„schmelzen" von Völkern erscheint ihm nicht nur, wie wir oben schon sahen, wider die Natur, sondern sogar „der Menschheit nachteilig" (Lose Blätter ed. R. Reicke 1898, S. 49); und noch die letzte gedruckte Arbeit des Philosophen, seine Nachschrift zu Mielckes Litauisch-Deutschem Wörterbuch (1800), zeigt historisch-nationales Verständnis für die Bewahrung der „noch unvermengten Sprache eines uralten, jetzt in einem engen Bezirk eingeschränkten und gleichsam isolierten Völkerstammes", wie die von ihm als freimütig und offen gelobten Litauer.

Und Kant war kein schlechter Preuße. Seine in-

nige Heimatliebe ist bekannt. „Er liebte sein Vaterland" (Jachmanns Biogr. S. 131). Er verehrte seinen großen König. Er hat ihm zwei seiner Schriften, wenn auch ohne besondere persönliche Färbung der Dedikation, gewidmet, erwähnt von seinen fürstlichen Zeitgenossen ihn allein öfters in seinen Werken, lobt und übersetzt in der Kritik der Urteilskraft französische Verse von ihm und erzählte noch im höchsten Alter im Kreise seiner Tischgäste gerne Anekdoten über ihn, „über dessen Geist er staunte" (Hasse). Ja, in die am letzten geschriebenen, schon von dem Auflösungsprozeß abnehmender Geisteskraft zeugenden Bogen seines nachgelassenen Werkes stiehlt sich noch, wie eine Jugenderinnerung, die Niederschrift des bekannten Gleimschen Verses ein: „Auf einer Trommel saß der Held usw.". Doch mehr als das. Wenn er in seinem berühmten Aufsatz: ‚Was ist Aufklärung?' (1784) das „Zeitalter der Aufklärung" das „Jahrhundert F r i e d e r i c h s" nennt und seinen Ausspruch billigt: „Räsonniert, aber gehorcht!", so hat das nicht mehr bloß persönliche, sondern p o l i t i s c h e Bedeutung. Er fügt sich, kurz gesagt, in die „militärisch-bureaukratische Zucht- und Gehorsamkeitsgesinnung"[1]), die der preußische Soldaten- und Beamtenstaat verlangte, wenn nur dem Stande der Gelehrten und Gebildeten die Freiheit des Denkens und der Feder gesichert ist.

So könnte man eher von einer p r e u ß i s c h e n als einer d e u t s c h e n Staatsgesinnung unseres Philosophen reden. Und war denn die letztere überhaupt damals denkbar? Eine Art Reichspatriotismus, die schwachen Spuren eines

[1]) F. Meinecke, Das Zeitalter der Erhebung, Leipz. 1913, S. 16; vgl. auch desselben ‚Weltbürgertum und Nationalstaat', S. 35 f.

Nationalgeistes fanden sich höchstens in jenem bunt zusammengewürfelten Süden und Westen des Reichs, wo man zwanzigerlei verschiedene Herrschaften an einem Tage durchreisen konnte, wie der Württemberger Karl Friedrich von Moser meint, der 1765 zuerst ein Büchlein ‚Vom deutschen Nationalgeist' in die Welt gesandt hat. Dagegen blickte der Norddeutsche, zumal der Angehörige des großen Hohenzollernstaates, mit einer Mischung von Stolz und Fremdheit auf jenes buntscheckige Staatengewirr hinüber, das man „das Reich" nannte. Schreibt doch ein so gründdeutsch fühlender Landsmann Kants wie J. G. Hamann, der „Magus des Nordens", am Königsgeburtstag (24. Januar) 1769 unzufrieden seinem gleichfalls ostpreußischen Freunde Herder: „Sie machen sich eine Ehre daraus, ein Deutscher und schämen sich, ... ein Preuße zu sein." Wie hätte sich auch in der ganzen Zeitspanne (1724—1804), die Kants Leben umfaßt, ein offener Kopf, ein lebendiger Geist, ein kräftiger politischer Wille erwärmen können für das „Monstrum" des zum allgemeinen Gespött gewordenen „Heiligen Römischen Reichs Teutscher Nation"?

So konnte sich in keinem unserer großen klassischen Denker und Dichter — weder in Lessing und Herder noch in Schiller oder Goethe — eine deutsche Staatsgesinnung entwickeln. Daß es indes Kant an politischem Sinn und Interesse durchaus nicht gefehlt hat, zeigte sich, sobald geschichtliche Ereignisse eintraten, die ihm einen Fortschritt der politischen Entwicklung zu verheißen schienen. Daher seine ausgesprochene Sympathie für den Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner gegen England, daher seine noch tiefere und nachhaltigere Begeisterung für die Französische Revolution.

Ich habe diese Dinge, wie Kants politische Anschauungen überhaupt, mehrfach an anderen Stellen behandelt[1]) und werde sie in meiner großen Kantbiographie noch einmal in größerem Zusammenhange schildern. Hier kommt es mir nur darauf an, kurz auf den deutschen Zug auch in seinen Ansichten vom Staate hinzuweisen: die eigentümliche Mischung von entschiedenem Liberalismus, ja Radikalismus in bezug auf die Rechte des Staatsbürgers mit einer straffen Staatsauffassung und einem starken, zuweilen fast starren Gesetzlichkeitssinn, der ihn an manchen Stellen beinahe absolutistisch erscheinen läßt. Und damit verwandt, sein Fortschritt von einer rein individualistischen Staatsauffassung, wie er sie von Adam Smith übernahm und wie sie nach ihm noch Wilhelm von Humboldt vertritt, zu einer freilich noch nicht sozialistischen, aber doch sozialen[2]), nach der jedes Glied des Staatskörpers „in einem solchen Ganzen nicht bloß Mittel, sondern zugleich auch Zweck und, indem es zu der Möglichkeit des Ganzen mitwirkt, durch die Idee des Ganzen wiederum seiner Stelle und Funktion nach bestimmt sein soll" (Kritik d. Urteilskraft S. 249 Anm.,

[1]) Kant und Marx, Tüb. 1911, Kap. I. — Kants Stellung zur Französischen Revolution in „Philosoph. Abhandlungen zu Cohens 70. Geburtstag", Berlin 1912. — „Kant als Politiker" im ‚März' vom 17. Mai 1912; „Kantische Randglossen zur Gegenwartspolitik", ebd. Juni 1913. — Kant über England. ‚Hilfe', 1915. Vgl. ferner Einl. zu Bd. 471 der Philos. Bibl. und Einl. zu meiner Sonderausgabe von Kants „Zum ewigen Frieden", Leipz. 1914.

[2]) Darum konnte der heutige Sozialismus an Kant anknüpfen. Vgl. K. Vorländer, Kant und der Sozialismus, Berlin 1900. Die neukantische Bewegung im Sozialismus, ebd. 1902. Marx und Kant. Wiener Vortrag, 1904, und das größere Buch: Kant und Marx, Tübingen 1911.

vgl. S. 315). Der Grundton ist überall die Überzeugung von der sittlichen Aufgabe des Staates, wie sie nach innen in der Ausbildung einer Verfassung, nach der „die Freiheit eines jeden nur durch die Bedingung ihrer Zusammenstimmung mit der Freiheit aller anderen eingeschränkt ist", nach außen in der Bildung eines Völkerbundes, dem „Zusammentreten verschiedener Staaten" zu einem „permanenten Kongresse", der ihre Streitigkeiten „auf zivile Art, gleichsam durch einen Prozeß, nicht auf barbarische (nach Art der Wilden), nämlich durch Krieg", entscheidet (Rechtslehre § 61), ihre Krönung findet.

Dabei war unser Philosoph keineswegs der weltfremde Idealist, als der er auch heute noch vielfach hingestellt wird, sondern ein gewiegter Welt- und Menschenkenner, der sich jahrzehntelang in allen Kreisen bewegt hatte und wohl wußte, daß „aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, nichts ganz Gerades gezimmert werden kann", der, wenn er der Menschen Tun und Lassen auf der großen Weltbühne betrachtete, „bei hin und wieder anscheinender Weisheit im einzelnen, doch endlich alles im großen aus Torheit, kindischer Eitelkeit, oft auch aus kindischer Bosheit und Zerstörungssucht zusammengewebt" fand. Er verfolgte vielmehr alle Ereignisse der inneren und äußeren Politik seiner Zeit mit regster Teilnahme, fand „keine Geschichte lehrreicher als diejenige, die ich täglich in den Zeitungen lese", wo „ich sehen kann, wie alles kommt, vorbereitet wird, sich entwickelt". Und überraschte häufig seine Freunde durch den Scharfsinn, mit dem er kommende Ereignisse voraussah. Wir wollen nur zwei seiner Äußerungen herausgreifen, die gerade in der gegenwärtigen

Zeit Interesse haben dürften. Eine über England. In einer Reflexion aus dem Jahre 1797 oder 1798 findet sich folgendes Urteil: „Die englische Nation, als Volk betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen, in Verhältnis gegeneinander betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten das Verderblichste, Gewaltsamste, Herrschsüchtigste und Kriegserregendste unter allen" (XV, Nr. 1336). Woran sich dann die praktische Nutzanwendung in einer mündlichen Äußerung zu dem süddeutschen Theologen Abegg (von diesem in seinem höchst interessanten, noch ungedruckten Tagebuch aufbewahrt) am 5. Juli 1798 schließt: „Die Engländer sind im Grunde die depravierteste Nation. Die ganze Welt ist ihnen England, die übrigen Länder und Menschen sind nur ein Anhängsel, ein Zugehör . . . Ich hoffe, es wird glücken, daß sie gedemütigt werden." — Die zweite über Frankreich und Rußland. „Wenn nur unser König", so äußerte er am 12. Juni 1798 zu seinen Tischgästen, „bald nach Berlin kommt und durch Sieyès'" (des bekannten Tribunen der Revolution und damaligen französischen Gesandten in Berlin) „Gründe sich bestimmen läßt, eine vernünftige Partei zu ergreifen, damit durch Preußen und Frankreich vielleicht das Kriegführen unmöglich gemacht werde! Denn Rußland ist zu bändigen: es hat kein Geld und kann sich nicht leicht in die auswärtigen Angelegenheiten mengen, ohne zu erfahren, daß im Inneren Unruhen ausbrechen." Daß in Wirklichkeit die Dinge anders verliefen, dazu konnte der Philosoph nichts.

„Die wahre Politik kann keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben . . . das Recht der

Menschen muß heilig gehalten werden, mag es der herrschenden Gewalt auch noch so große Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbieren, sondern alle Politik muß ihre Knie vor dem Rechte beugen, kann aber dafür hoffen, obzwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird" (Zum ewigen Frieden, Anhang). Das ist Kants unbeirrbare Überzeugung. Aber er kannte die Wirklichkeit und sagte an eben jenem 12. Juni 1798 zu seinen Mittagsgästen: „Es ist nicht zu erwarten, daß Recht vor der Macht komme. Es sollte so sein, aber es ist nicht so" (Abegg). Wenn er dennoch seine von den „praktischen Politikern", wie er voraussah, „sachleer" gescholtenen Ideen in Wort und Schrift der Welt zu verkünden nicht ermüdete, so besaß er die gleiche Weltklugheit wie jene, aber — noch ein gutes Stück sittlichen Idealismus dazu! Er zog sich nicht, wie selbst ein Klopstock und Herder, ein Goethe und Schiller, von der rauhen Berührung mit der historischen Wirklichkeit zurück, sondern suchte dem idealen Weltbürgertum, das diese nur in der Form der Dichtung verwirklichen zu können meinten, in echtem Staatssinn den einzig richtigen und vernunftgemäßen Ausdruck durch bewußtes Wirken für eine langsame, aber stetige Annäherung an sein politisches Ideal zu geben.

Und dies Wirken ist wahrlich nicht unfruchtbar geblieben. Als nach der Demütigung von Jena und Tilsit die Zeit kam, wo Preußen seine innere Neuorientierung begann, da sind es von Kantischem Geiste beseelte Männer gewesen, die an die schwierige, aber erhebende Arbeit des Wiederaufbaus gingen. Schon vor Stein und Hardenberg haben Jünger oder Verehrer Kants, wie der ostpreußische

Provinzialminister Friedrich Leopold von Schroetter und seine Gesinnungsgenossen, mit der Aufhebung von Frondiensten und einengenden Zunftschranken begonnen. In gleichem Sinne wirkte Schroetters Bruder, der preußische Kanzler, noch radikaler der spätere Oberpräsident Theodor von Schoen, der sich sein Leben lang stolz als Kantianer bekannt hat, für die schon von Kant selbst befürwortete Abschaffung der Erbuntertänigkeit und der Fideikommisse, für völlige Handels- und Gewerbefreiheit, überhaupt für die „freie Verfügung des Individuums über seine Kräfte". Unterstützt wurden sie dabei besonders von einem früheren Schüler Kants, dem Regierungsrat Morgenbesser, der außerdem bereits, gleichfalls im Anschluß an Kant, für das allgemeine Stimmrecht aller Selbständigen, ja sogar für Erklärung der Religionsgesellschaften zur Privatsache eingetreten ist. Und der ebenfalls als guter Kantianer bezeugte Königsberger Polizeidirektor Joh. Gottfr. Frey hat nicht bloß schon 1807 eine allgemeine progressive Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung angeregt und mit dem Regierungspräsidenten von Auerswald zusammen eine großzügige Schulreform „zur Befreiung der niederen Stände aus ihrer Unmündigkeit" vorgeschlagen, sondern er vor allen Dingen ist auch, was erst durch neuere Forschungen bekannt geworden ist, der Haupturheber der preußischen Städteordnung von 1808 gewesen. Seine Denkschrift darüber beginnt mit den echt kantisch gedachten Worten: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt seine Reife." Von dem großen Reformstaatsmann selbst sagt Max Lehmann, dessen Stein-Biographie (2 Bde. 1903) wir einen Teil der im vorigen angeführten Tatsachen entnommen haben: „Wir finden nicht,

daß Stein die Schriften des Königsberger Philosophen zum Gegenstand seines Studiums gemacht hätte; aber die ethische Ader, die sein Wesen durchdrang, war dieselbe, welche in dem kategorischen Imperativ pulsierte. Dieser Kantianer war sein Mann. In Freys Denkschrift fand er die eigenen Gedanken wieder und eignete sich ihre Form an" (a. a. O. S. 462).

Neben den bürgerlichen sind auch die militärischen Reformer der Erhebungszeit, obschon vielleicht nicht ganz so unmittelbar wie jene, von Kants Geist berührt gewesen. Gneisenaus berühmter Aufsatz „Von der Freiheit des Rückens", d. h. gegen die Anwendung körperlicher Züchtigung im Heere, erschien in dem vom Königsberger „Tugendbund" herausgegebenen ‚Volksfreund', und in seinem Nachlaß hat sich ein Blatt ethisch-philosophischen Inhalts gefunden, das — auch nach dem Urteil seines Biographen (Hans Delbrück) — ganz Kant-Fichteschen Geist atmet. Zu den Hörern der Berliner Kriegsschule, an welcher der Kantianer Kiesewetter Mathematik und Logik „traktierte", gehörten Clausewitz, Grolman, Rühle und Boyen, von denen wenigstens der letztere, Scharnhorsts Nachfolger, Erbe und Vollender, ausdrücklich auch als Schüler Kants bezeugt ist. „Er bekannte sich zu der Überzeugung, daß jedem Gesetz, auch dem militärischen, sittliche Bildung des Menschen zugrunde liegen müsse . . . Ihn trieb der kategorische Imperativ, den ihm sein Lehrer Kant ans Herz gelegt[1])." Und auch Clausewitz' philosophischer Geist, wie er sich in seinem berühmten Werk ‚Vom Kriege' und anderwärts

[1]) M. Lehmann, Scharnhorst. 1886. II, S. 25f. Vgl. auch die zweibändige Boyen-Biographie von F. Meinecke (1896).

ausspricht, erweist sich, wenngleich ein besonderes Kantstudium des Autors nicht bezeugt ist, logisch sowohl wie ethisch beeinflußt durch den kritischen Philosophen. Logisch, indem auch bei ihm „Kritik“ und „Methodismus“ eigene Kapitel seiner Theorie der Kriegskunst bilden, Begriffe wie „Gesetz“, „Grundsatz“ und „Maxime“ darin aufgenommen und streng philosophisch definiert werden; ethisch, indem seine Theorie ausdrücklich auch „die moralischen Größen in ihrem ganzen Werte zu würdigen und in die Rechnung mit aufzunehmen“ für notwendig erklärt.

Nun gar Preußens Erhebung von 1813 selbst, die in Kants Heimatstadt ihren Anfang nahm, an der die von seinem Geist durchtränkten Männer — wir fügen zu den schon Genannten noch Königsbergs wackeren Oberbürgermeister Heidemann hinzu — hervorragenden Anteil nahmen, was ist sie anderes als eine Verkörperung des kantischen Grundsatzes von der Hingabe des einzelnen an das Ganze! Jetzt war die Zeit des Handelns einer freien Nation für ihre Ehre (s. oben S. 48) gekommen.

So trägt auch Kants *politische* Gesinnung, von der wir hier nur einen kurzen Umriß geben konnten, überall die Grundzüge deutschen Wesens. Deutsch ist das Gefühl engster Zusammengehörigkeit mit der Masse des Volkes, aus der er hervorgewachsen war. Die kurze Zeit seines Gelehrtenstolzes, in der er den „nichts wissenden“ Pöbel verachtete, war rasch dahingegangen; Rousseau hatte ihn „zurechtgebracht“ und die Menschheit in dem geringsten ihrer Glieder achten gelehrt. Deutsch ist sein Freiheitssinn, der ihn den Volkswillen als den letzten Quell aller Rechte ansehen, der ihn die Mündigkeitserklärung des Menschen

auf allen Gebieten: in Haus, Staat und Kirche fordern ließ. Deutsch aber auch die starke Staatsgesinnung, welche die Notwendigkeit der Unterordnung der Einzelinteressen unter die des Ganzen betont, welche aus dem Staate einen Organismus schaffen will, in dem jeder Teil um des anderen, alle um des Ganzen willen da sind. Deutsch endlich die Menschheitsgesinnung, die noch etwas Höheres als die Machtinteressen einzelner Völker kennt und trotz allem an die Möglichkeit eines Fortschritts zum Besseren für die ganze „Menschengattung" glaubt.

Wie würde Kant, weilte er noch unter uns, über den gegenwärtigen Weltkrieg denken? Er hat den Krieg noch in seiner letzten Schrift, dem ‚Streit der Fakultäten', den „Quell aller Übel und Verderbnis der Sitten", den „Zerstörer alles Guten", das „größte Hindernis des Moralischen" genannt[1]. Die Menschen „gegeneinander aufstellen, um sie schlachten zu lassen", wie die Herrscher von der eigenen Gattung des Menschen es wagen, sei „eine Umkehrung des Endzweckes der Schöpfung selbst". Er hat deshalb auch nicht viel von einer sittlichen Läuterung durch den Krieg gehalten, der vielmehr „mehr böse Menschen macht, als er deren wegnimmt". Er erklärt anderwärts sogar einmal Kriegstapferkeit, trotz aller dabei bewiesener Lebensverachtung und Uneigennützigkeit, doch nur für die höchste Tugend — der Wilden. Aber er wußte wohl, daß für den „ewigen" Frieden, den er nur als stets zu erstrebendes Ziel, als unsere ewige „Aufgabe" betrachtet,

[1] Ich habe alle Aussprüche Kants über Krieg und Frieden in einem besonderen Anhang (S. 56—74) zu meiner Sonderausgabe des ‚Ewigen Friedens' zusammengestellt (Leipzig 1914).

die Zeit noch nicht reif war. Es ist daher auch kein Widerspruch zu seiner, zu unserer Friedensgesinnung, wenn er, wenn wir zugeben, daß „selbst" der Krieg „etwas Erhabenes an sich hat", falls er „mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird", und daß ein solcher, gerecht geführter Krieg „die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener macht, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können" (Kr. d. U. S. 139). Die Hauptsache aber ist, so würde Kant sagen, daß wir vom Recht unserer Sache, vom „Recht des Volkes, wozu wir gehören" überzeugt sein müssen; denn „Geldbelohnungen" und „selbst" der militärische Ehrbegriff können nicht zu dem „Eifer" und der „Seelengröße" anstacheln, mit dem man für eine gute Sache kämpft (Streit d. Fak. S. 133). Allerdings ist diese Stelle von ihm zugunsten des französischen Revolutionsheeres gegen seine vereinigten Gegner geschrieben. Allein wir dürfen sie im Sinne Kants, der ja ein deutsches Volksheer noch nicht kannte (obwohl er Übung der Bürger in den Waffen zur Verteidigung des Vaterlands gegen äußere Angriffe verlangt), heute auf uns selbst beziehen, solange wir für die Aufrechterhaltung unserer heiligsten Güter: unserer Kultur, unserer Freiheit, unserer Selbständigkeit und Entwicklungsmöglichkeit kämpfen. Ein Kampf bloß um der Macht willen kann den „wahren" Enthusiasmus nicht erwecken und vor allem nicht erhalten, der, wie wir von Kant gehört haben, „immer nur aufs Idealische und zwar rein Moralische geht".

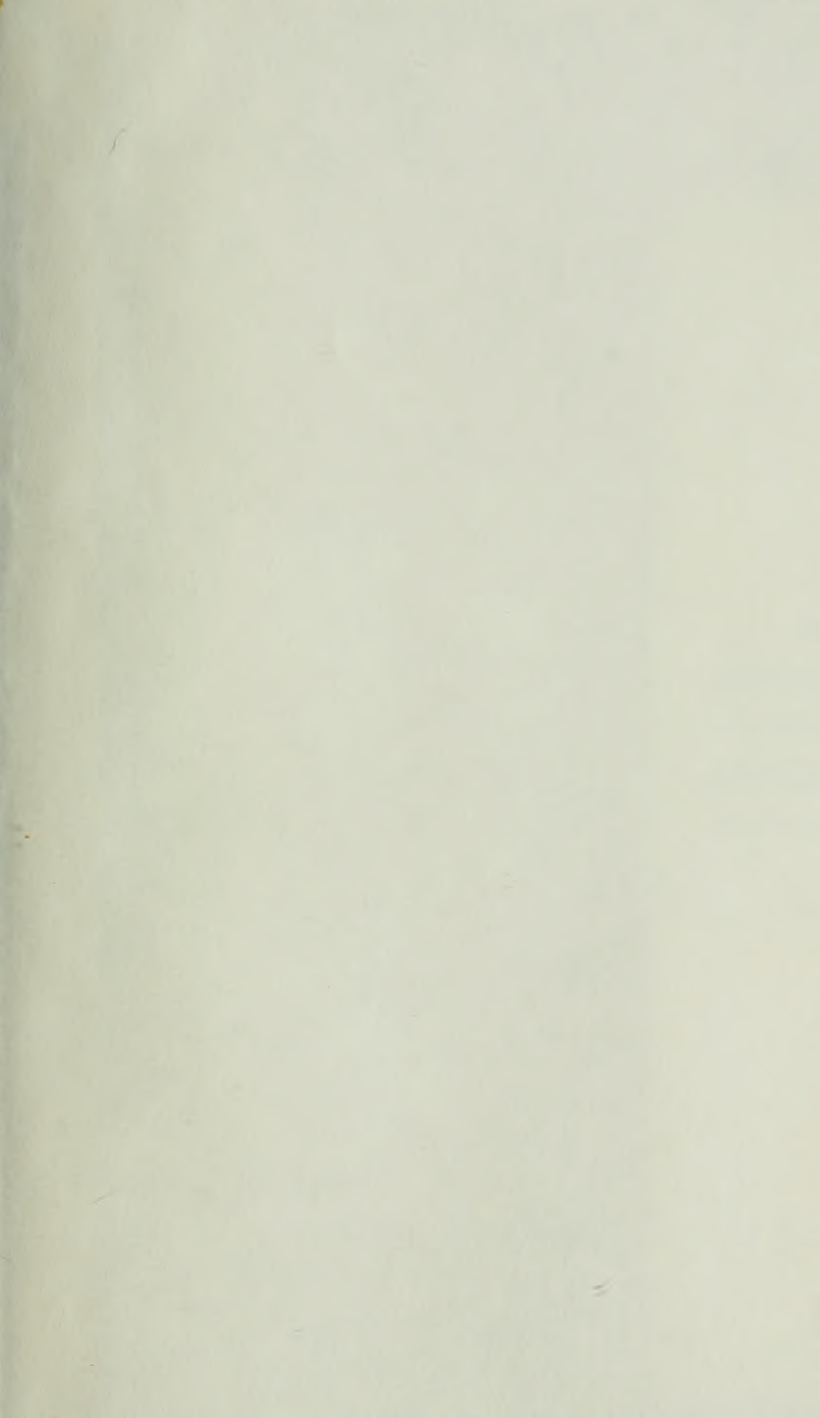
Das ist es, was auch bei uns noch nicht alle Volksgenossen begriffen haben, obschon das Endschicksal des viel-

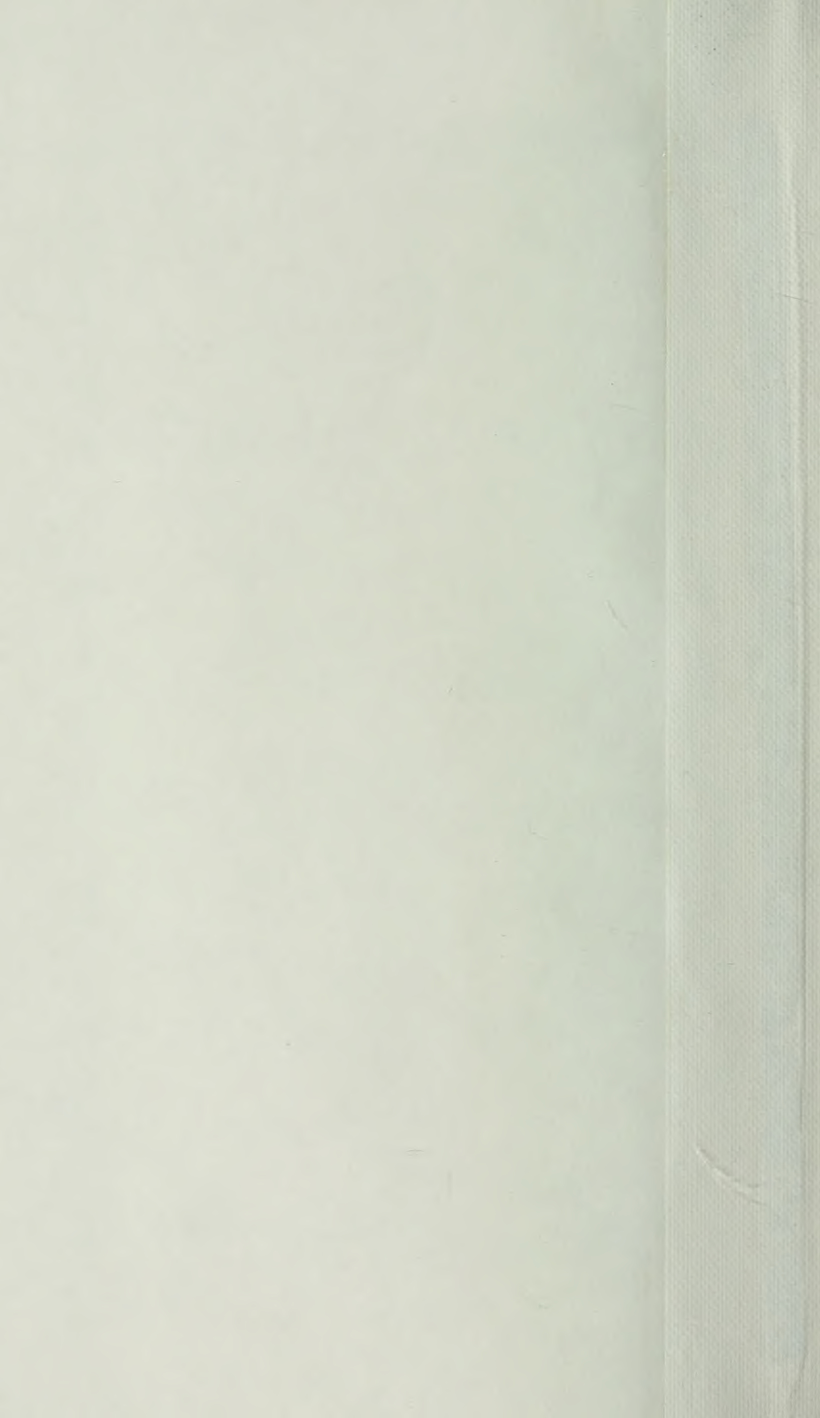
leicht größten Macht- und Gewaltpolitikers aller Zeiten es ihnen lehren könnte. Napoleon hat sich zwar als Erster Konsul einmal von einem Anhänger Kants, dem Lothringer Villers, einen gedrängten Auszug der kantischen Lehre verfertigen lassen, aber er hat diese, er hat die Macht des reinen Gedankens überhaupt nie begriffen. Die Priester, sagt er einmal — versteht sich: die, welche ihm die Masse des Volkes in Zufriedenheit einlullen sollten — seien „mehr wert als Kant und alle deutschen Träumer". Er hat sich getäuscht. Kant und die deutschen „Träumer" haben ihn doch schließlich geschlagen, wie zuletzt doch allezeit der Idealismus des Gedankens und des Willens über die nackte Gewalt und Augenblicksklugheit gesiegt hat und siegen wird. „Der Realpolitiker behält für den Augenblick recht; den Ideen folgen die großen Zeiträume" (F. A. Lange, Arbeiterfrage).

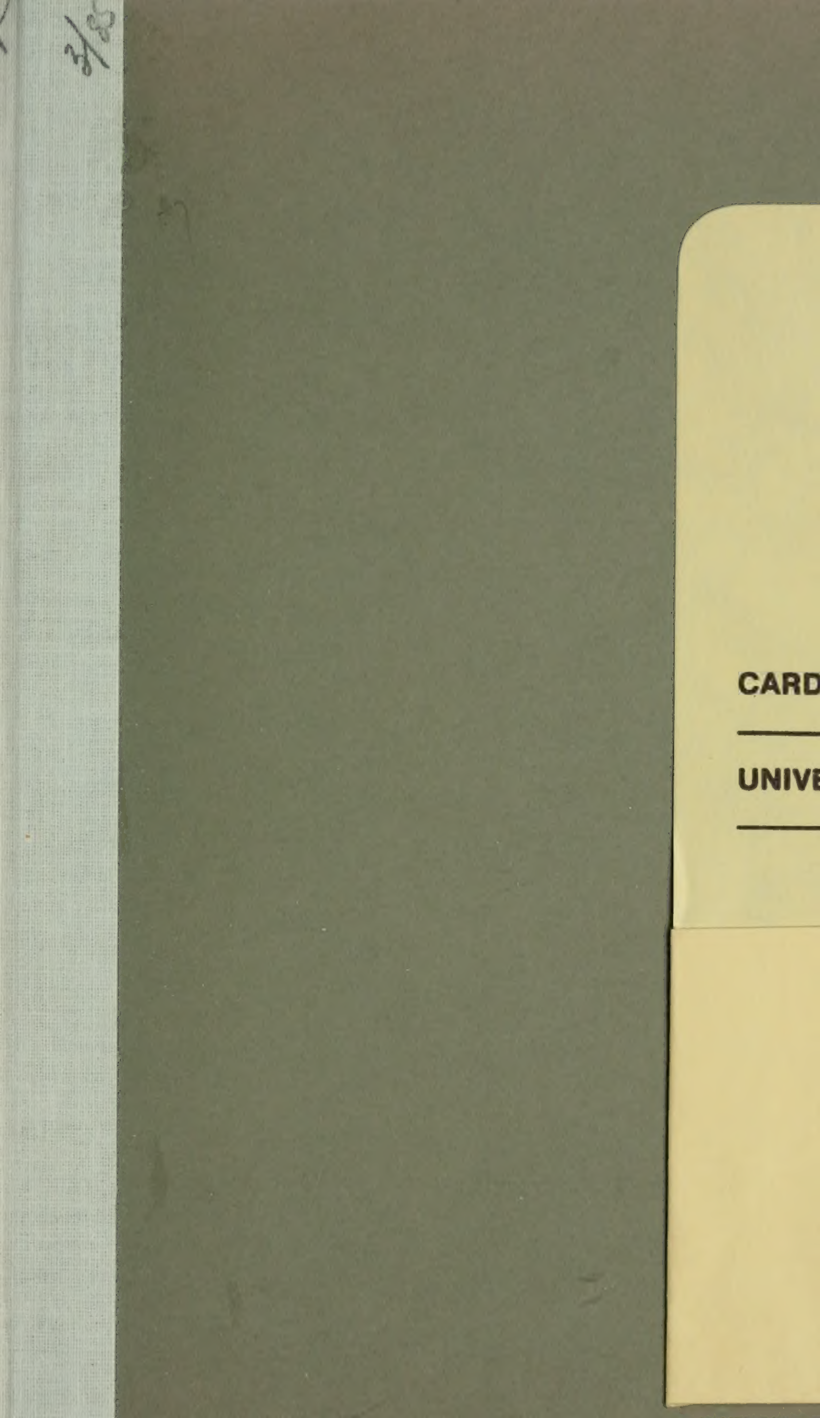
Das deutsche Volk steht, während wir diese Zeilen niederschreiben, noch immer in dem furchtbarsten Kampfe und wird einer gewaltigen Anspannung aller seiner materiellen und noch mehr seiner moralischen Kräfte bedürfen, um gegenüber der zahllosen Schar der Gegner sich sein Recht auf Selbständigkeit und freie Entwicklungsmöglichkeit zu erkämpfen. Das ist seine nächste und dringendste Aufgabe[1]). Allein nicht minder gewaltig und schwierig wird, wenn einmal dieses Menschentöten zu Ende gehen sollte, die Arbeit des inneren Wiederaufbaus sein. Denn, wie die anderen „Kultur"völker, so müssen auch wir mit

[1]) Gegenüber dem seit der Niederschrift dieser Zeilen mit überraschender Plötzlichkeit eingetretenen Umschwung unserer Lage gelten die folgenden Sätze erst recht.

Kants Worten von uns bekennen: „Wir sind im hohen Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert. Wir sind zivilisiert bis zum Überlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt noch sehr viel." Es wird einer Lebenserneuerung an Haupt und Gliedern bedürfen. Und dazu werden wir diejenigen Eigenschaften im vollsten Maße nötig haben, die wir in Kants und jedes wahren Deutschen Seele verankert fanden: seine Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, seinen Ernst und seine Gründlichkeit, seine Freiheitsliebe und doch freiwillige Unterordnung unter das Ganze, sein Volks- und sein Menschheitsgefühl, seinen Wirklichkeitssinn und seinen Zukunftsglauben. Wenn wir aber Kant wirklich nachzueifern, d. h. in solchem Geiste zu wirken bereit und entschlossen sind, dann brauchen wir nicht zu verzagen. Denn Übel, natürliche wie selbstverschuldete, sind für den Wackeren nur dazu da, die Kräfte seiner Seele „aufzubieten, zu steigern und zu stählen" (Kr. d. U. S. 303). „Glückseligkeit ist nirgends in der Natur. Wir müssen sie uns selber schaffen" (XV, 282). Und ist nicht noch die ganze Zukunft unser? „Im ganzen Weltlos sind tausend Jahre ein Tag. Wir müssen geduldig an diesem Unternehmen arbeiten und warten" (ebd. 1397). „Die Welt ist noch jung ... der Mensch" — und, so setzen wir hinzu, auch der Deutsche — „wird seine Bestimmung noch erreichen" (621). Wie für den vollkommenen Realisten (Mirabeau), so gibt es auch für den echten Idealisten das Wort „Unmöglich" nicht.






CARD
UNIVE

